I. Jahrgang August – September 1927 Heft 11/12

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng, Arzt in Stuttgart
und Univ.-Prof. Dr. Ernst Schneider in Riga

Inhalt:

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik
Wien, VII., Andreasgasse 3

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

12 Hefte jährlich: M. 10·– (schweiz. Frk. 12·50). Der Jahrgang beginnt im Oktober

Einzelheft M. 1·– (schweiz. Frk. 1·25)

Alle geschäftlichen Zuschriften sind zu richten an den

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"
Wien, VII., Andreasgasse 3,

alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften, Manuskripte, Rezensionsexemplare an

Dr. med. Heinrich Meng, Stuttgart, Sonnenbergstraße 6 D, oder an
Univ.-Prof. Dr. Ernst Schneider, Riga, Wisby-Prospekt 14, Waldpark

Diesem Doppelheft (11/12), mit dem der I. Jahrgang schließt, ist das Titelblatt und das Gesamtinhaltsverzeichnis des I. Jahrganges beigegeben. Heft 1 des II. Jahrganges erscheint am 15. Oktober. Erneuern Sie rechtzeitig das Abonnement auf den II. Jahrgang (Okt. 1927 bis Sept. 1928). Zahlungen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

	Leipzig	Zürich	Wien	Prag	Budapest
Postscheck-Konto	*95.112*	*VIII, 11.479*	*71.633*	*79.385*	*51.204*
	Mark	schw. Frk.	S	Kč	P
Jahres-abonnement	*10·—*	*12·50*	*17·—*	*80·—*	*13·50*

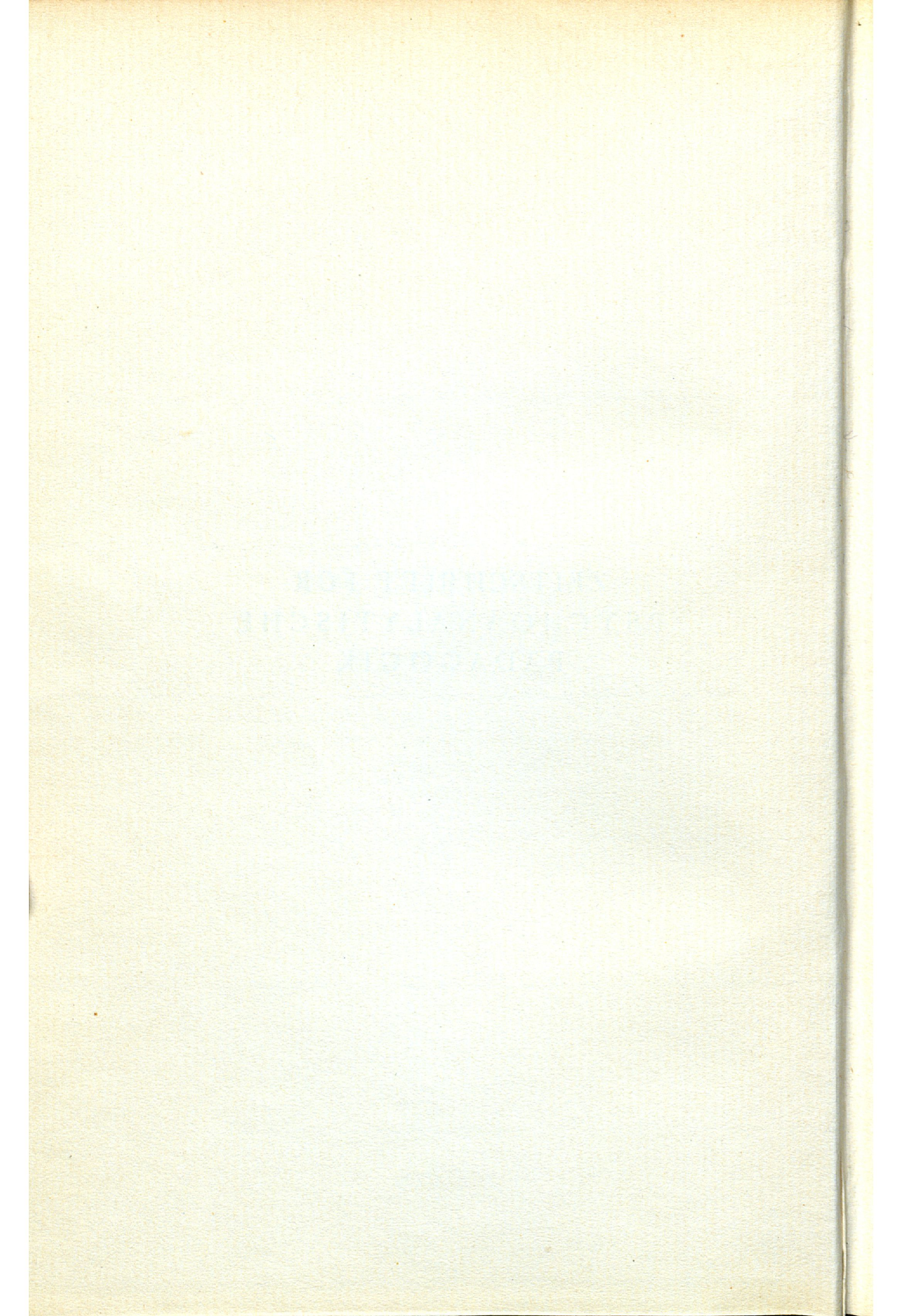
Halbjahresabonnement = die Hälfte obiger Beträge

Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25)

Einbanddecken zum I. Jahrgang in Halbleder können vom „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" zum Preise von Mark 3·20 (schw. Frk. 4·—) bezogen werden.

Preis des I. Jahrganges in Halbleder gebunden M. 13·60 (schw. Frk. 17·—)

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK



ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

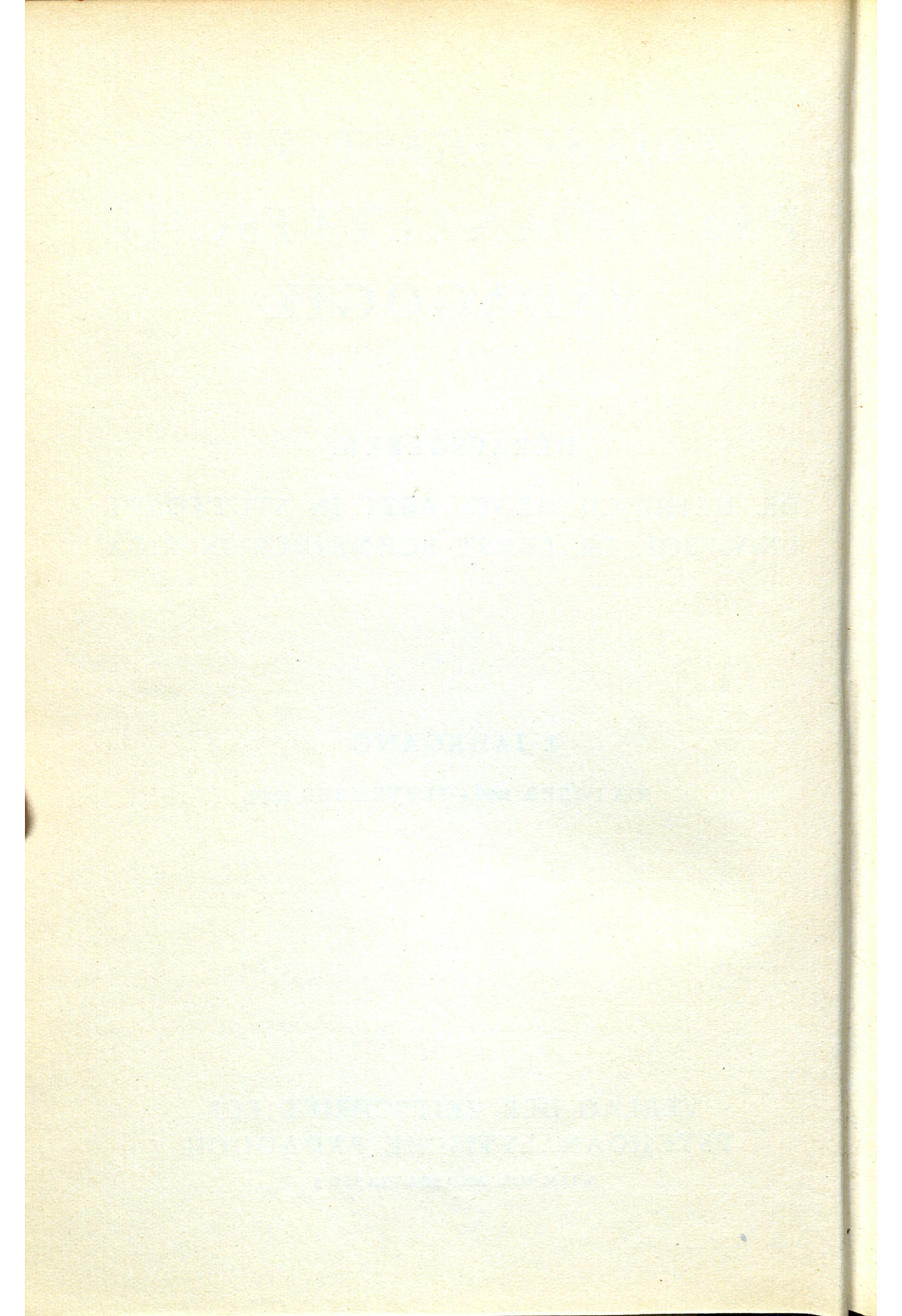
HERAUSGEBER:

DR. HEINRICH MENG, ARZT IN STUTTGART
UNIV.-PROF. DR. ERNST SCHNEIDER IN RIGA

I. JAHRGANG

(OKTOBER 1926 – SEPTEMBER 1927)

VERLAG DER ZEITSCHRIFT FÜR
PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK
WIEN, VII., ANDREASGASSE 3



Inhalt des I. Jahrganges

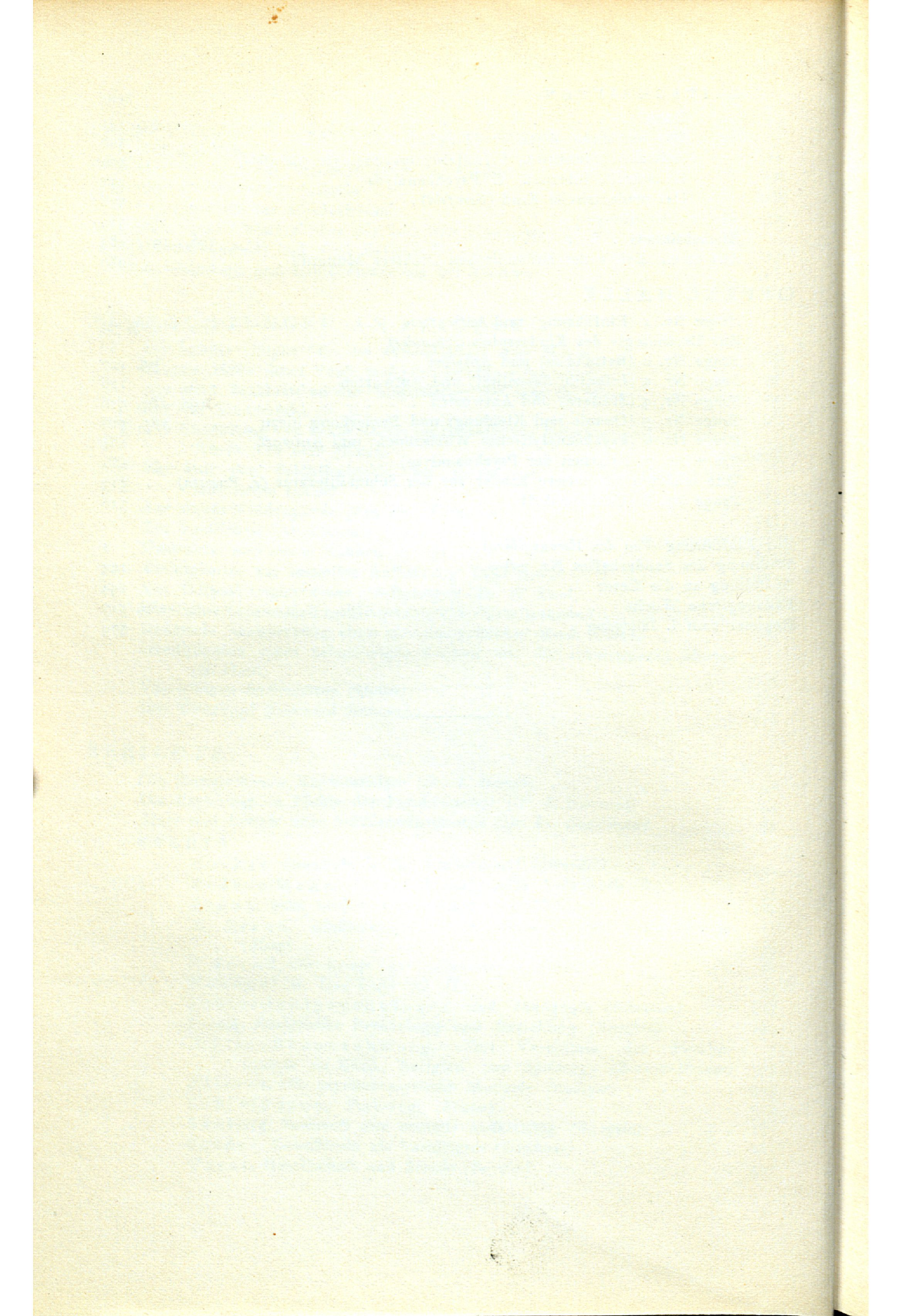
BEOBACHTUNGEN AN KINDERN

BERICHTE

BÜCHER

ZEITSCHRIFTEN

OFFENE HALLE



Zur Psychologie der „Sittenlosigkeit" der Jugend

Von Dr. Siegfried Bernfeld, Berlin

Alexandra Kollontay — ehemals Sowjetbotschafter in Stockholm — gibt eine Darstellung moralischer, ethischer, sexueller Konflikte in Sowjetrußland, die sehr geeignet ist, einigen psychoanalytischen Gedanken zum Thema der vielbeklagten Sittenlosigkeit und Verderbtheit heutiger Jugend als Anknüpfungspunkt zu dienen. „Die Liebe der drei Generationen"[1]: Die Großmutter, Marja: fortschrittliche Liberale der neunziger Jahre; die Mutter Olga: Revolutionärin von 1905; und Genia, die Tochter: im sibirischen Exil geboren, halbwüchsig bereits aktive Revolutionärin von 1917/18 — verstehen einander nicht und stehen nicht allein mit sich selbst, sondern auch mit den radikalen Vertretern der Generation vor ihnen in Konflikt. Dies ist der Weg der Liebe der Großmutter: Wohlerzogenes Mädchen, heiratete sie aus Liebe gegen den Willen der Eltern einen Offizier, lebte mit ihm als Regimentskommandeuse in kleinem Provinzort; glücklich; mustergültige Hausfrau und Mutter, vom Gatten vergöttert. Aber von liberalsozialen Ideen erfüllt, geistig ihm allmählich entfremdet. Ihre „Liebestragödie": Sie fühlt, daß sie den Kreisarzt, einen Gesinnungsgenossen, liebt. „Die Rechte der Liebe sind stärker als die Pflichten der Ehe." Sie verlangt die Scheidung, die der Gatte, zu jedem Kompromiß bereit, verweigert. Sie aber verläßt ihn, zieht mit dem Kreisarzt, erfüllt ihre Ideen (wird angesehene Volksbibliotheksgründerin). Skandal im Milieu des Offiziers, der Eltern; Bewunderung bei den Liberalen. Verbannung — Rückkehr — Fortsetzung ihrer Tätigkeit. Der Kreisarzt wird von ihr beim Hausmädchen angetroffen. Sie packt sofort ihre Sachen; sieht ihn nie wieder, hat aber nie aufgehört ihn zu lieben und blieb ihm treu. — Weg der Liebe der Mutter: Marxistin seit frühester Jugend; ein führender Genosse, ihr Lehrer, bedeutend älter, wird ihr Mann, sie ist kaum zwanzig Jahre alt; „aus

1) Enthalten in: Alexandra Kollontay: Wege der Liebe; Drei Erzählungen. Deutsch von Etta Federn-Kohlhaas. Malikverlag. Berlin 1925. Auf dieses Buch möchte ich jeden hinweisen, der sich von der Problemlage der sexuellen Frage im heutigen Rußland ein Bild machen möchte, wobei natürlich zu beachten wäre, daß dies eine Buch nur einseitig „informieren" kann.

Prinzip keine Ehe". Geht mit ihrem Mann in die Verbannung; kann fliehen und ist eine Zeitlang in Petersburg allein. Leidenschaftliche Liebe zu einem bürgerlichen, all ihren Anschauungen entgegengesetzten, verheirateten Ingenieur. Dieser Liebe entstammt die Tochter. Die Großmutter verlangt, daß Olga mit dem Ingenieur bleibe (der zur Scheidung bereit ist) oder sich von ihm trenne und beim Manne bleibe. Sie vermag nicht zu begreifen, daß Olga beide liebt. Aus dem Gespräch zwischen beiden Generationen: Olga: „Ich liebe meinen Mann, ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben." Marja: „Wenn du nicht aufgehört hast, ihn zu lieben, wie konntest du dich dann in einen anderen verlieben? Du redest den reinen Unsinn!" „Absolut keinen Unsinn . . . Verstehst du denn nicht, Mutter? Darin liegt ja eben mein Unglück . . ." „Und ich versuchte wieder meiner Mutter klar zu machen, wie beide Gefühle in mir nebeneinander lebten: Die tiefe Anhänglichkeit, die Zärtlichkeit für C." (den Mann in der Verbannung), „das Bewußtsein unserer seelischen Zusammengehörigkeit, und der stürmische Trieb (zu dem anwesenden Ingenieur), den ich als Mensch weder liebe noch achte. Meine Mutter verstand mich nicht." „Wenn du für diesen den physischen Trieb empfindest, jenen aber liebst und achtest, mußt du dich beherrschen und dich von diesem trennen." „Das ist es ja eben, Mutter, daß es nicht nur der physische Trieb ist, es ist auch Liebe, aber eine andere . . . und doch liebe ich C., ich brauche ihn, meine Seele braucht ihn, ohne ihn ist es kalt, leer." Sie „wollte beide, beide behalten". Und der Verbannte verstand sie. Großmutter aber versicherte: „Sie seien im Grunde gewöhnliche, triviale Menschen. Solche Ehen zu vieren könnten nur im ganz verdorbenen Paris bestehen." Qualen, hin und her für alle, Unentschiedenheit und doch Liebe zu beiden war die Folge. Verbannung, Revolution 1905, brachte eine Trennung von beiden Männern, die Liebe zu beiden ging unter. Exil im Ausland; sie lebt mit einem viele Jahre jüngeren, kranken Genossen R., den sie pflegt, mit dem sie während der Revolution 1917 zurückkehrt, um sich plötzlich im selben Konflikt mit ihrer Tochter zu sehen, den sie bei deren Geburt mit ihrer Mutter hatte. Sie muß entdecken, daß Genia, ihre Tochter, kaum zwanzig Jahre alt, ein Kind von ihrem R. abortiert, oder auch von einem anderen, mit dem Genia gleichzeitig verkehrt hatte, und schon seit mehreren Jahren sich mehreren Männern hingegeben hatte, ohne sie zu lieben, treulos, zynisch, zügellos. Allergemeinste Lüsternheit, nichts anderes kann sie an ihrer Tochter sehen. Olga: „Warum gabst du dich dem hin? (Wenn nicht aus Liebe.) Ist der physische Trieb in dir so stark? Du bist doch jung. Das ist nicht normal!" Und die Tochter verteidigt sich. Genia: „Wie soll ich es dir sagen, Mutter, einen eigentlichen „physischen Trieb", wie du ihn dir offenbar denkst, habe ich wohl nie gehabt, bis ich den andern traf, mit dem ich in diesen Monaten verkehrte. Jetzt ist auch das vorbei. Aber er gefiel mir, und ich fühlte, daß ich ihm auch gefalle . . . das ist doch alles so einfach und dann, es verpflichtet ja zu nichts, ich

verstehe nicht, Mutter, was dich so aufregt? Wenn ich mich verkauft hätte, oder wenn man mich vergewaltigt hätte, — das ist eine andere Sache — aber ich war dazu freiwillig bereit. Solange wir einander gefallen, sind wir zusammen, vergeht es, so gehen wir auseinander. Keiner hat etwas dabei verloren . . . Nur daß man des Abortus wegen die Arbeit auf zwei, drei Wochen unterbrechen muß, das ist gewiß unangenehm. Aber daran bin ich selbst schuld. In Zukunft werde ich mich besser schützen." „Du sagst, das ist gemein, Mutter, man soll sich nicht ohne Liebe hingeben, du behauptest, ich bringe dich mit meinen „zynischen Anschauungen" zur Verzweiflung. Aber sage mir offen, Mutter, wenn ich dein zwanzigjähriger Sohn wäre, der an der Front gewesen ist und überhaupt selbständig lebt, würdest du auch entsetzt sein, wenn er Verkehr mit Frauen hätte, die ihm gefallen? Nicht mit Prostituierten, die man kauft, nicht mit Mädchen, die man betrügt (das ist gemein, das bestreite ich nicht), aber mit Frauen, die ihm gefallen und denen er gefällt. Würdest du auch über seine „Moral" entsetzt sein? Also, warum gerätst du in Verzweiflung über meine „Sittenlosigkeit?" Ich versichere dir, ich bin genau solch ein Mensch, wie es ein Bruder von mir sein könnte. Und ich bin mir meiner Pflichten völlig bewußt. Ich kenne meine Verantwortlichkeit gegen die Partei. Aber welcher Zusammenhang ist zwischen der Partei, der Revolution, der weißgardistischen Front und allem, was du angeführt hast und dem, daß ich mich mit R. und noch einem anderen küsse . . .? Siehst du, ein Kind soll man nicht haben, das geht nicht in dieser Kampfzeit. Ich verstehe das und werde vorläufig um keinen Preis Mutter werden." „Aber an mich, Genia, hast du gar nicht gedacht? Wie soll ich deine Beziehungen zu R. aufnehmen?" „Ändert sich denn etwas? Du wolltest doch selbst, daß wir einander näher kommen sollten, du freutest dich, daß wir Freunde wurden . . . Wo ist die Grenze des Vertrautseins? Und warum dürfen wir seelisch befreundet sein, zusammen sprechen, lachen, denken, nur küssen dürfen wir uns nicht? Wir haben dir nichts gestohlen, nichts genommen. R. vergöttert dich, wie er dich immer vergöttert hat . . . Nicht einen Lichtstrahl seiner Liebe habe ich dir geraubt . . . Aber daß wir uns geküßt haben . . . ?" Ist das nun zügellose Lüsternheit, durch kein moralisches Gesetz eingedämmt, oder neue Moral? fragt die Mutter: „Mein Glaube, daß diese beiden Menschen überhaupt fähig sind zu lieben, ist erschüttert. Beide versichern, daß sie mich lieben, aber was für Liebe ist das, wenn man einen andern so verwundet, und spielend verwundet, ohne Reue, ohne Mitleid!" Um zur Klarheit zu kommen, bittet die Mutter verzweifelt Kollontay, mit der Tochter zu reden. Aus diesem Gespräch: Genia: „Warum denken Sie denn, daß ich niemand liebe? . . . Ich habe Ihnen doch nur gesagt, daß ich die Männer nicht liebte, mit denen ich verkehrt habe, aber ich habe doch nie gesagt, daß ich niemand liebe." Kollontay: „Und wen lieben Sie denn, wenn man fragen darf?" „Wen? Ja zu allererst und am meisten auf der Welt — Mutter. Einen solchen Menschen gibt

es nicht mehr. Und es gibt schon Leute, die ich liebe. Und wie liebe ich sie . . . Nicht nur Mutter . . . auch andere, zum Beispiel Lenin . . . Lächeln Sie nicht. Das ist sehr ernst. Ich liebe ihn viel mehr als alle die, die mir gefallen haben und mit denen ich verkehrte . . . Wenn ich weiß, daß ich ihn hören und sehen kann, dann bin ich tagelang ganz hin . . . Für ihn könnte ich auch mein Leben lassen. Dann Genosse Gerassim, kennen Sie ihn? Der Parteisekretär unseres Bezirkes. Das ist ein Mensch . . . Sehen Sie, den liebe ich. Ganz ehrlich. Ich will mich ihm immer unterordnen, auch wenn er nicht im Recht ist, denn ich weiß, daß seine Absichten immer richtig und gut sind . . ."

Diese übrigens von Alexandra Kollontay knapp und gut erzählte Geschichte spielt in Rußland. Sie könnte aber in manchem Wesentlichen auch in Deutschland spielen; ja, hier spielt sie sogar täglich. Hier leben alle drei Generationen nebeneinander, untereinander und bekämpfen einander als zügellos, sittenlos, verderbt, rückständig, reaktionär, überholt. Auch die vierte Generation fehlt nicht, die der Urgroßmutter, die schon Marjas, der Großmutter, Prinzip: Liebe geht vor Ehepflicht, als völlig verwahrlosten, sittenlosen, bolschewistischen Grundsatz verurteilt. Die Frage, wer recht hat, werden wir uns kaum berufen fühlen, zu beantworten. Aber dennoch müssen wir, so oft wir als Pädagogen mit diesem oder jenem Stück der Kollontayschen Geschichte — und wie oft ist das nicht! — zu tun bekommen, Stellung nehmen. Als psychologische Pädagogen werden wir dann bemüht sein, statt der Frage des Rechts — ganz so wie die Mutter — die Frage der Normalität zu stellen. Ist das Liebes- und Sexualverhalten der Tochter normal? Wir werden geneigt sein, anzunehmen, daß uns diese Fragestellung zu einem objektiven tragfähigen Ergebnis, das mit wissenschaftlichen Mitteln gewonnen ist, führen kann. Und eben in der plastischen Erschütterung solcher Hoffnung ist der Wert dieser Erzählung gegeben. Denn die Frage der Normalität wird von jeder der vier Generationen der jüngeren gegenüber erhoben und wird von jeder anders beantwortet. Der Standpunkt der Urgroßmutter lautet: Die Ehe ist der normale Weg der Liebe; es muß ein Zeichen von Charakterschwäche, von übermäßiger Triebhaftigkeit, jedenfalls eines ungewöhnlichen seelischen Zustandes sein, wenn die Gattin und Mutter leidenschaftliche, imperative Liebe zu einem fremden Mann empfindet. Ein Standpunkt, der durchaus heute noch (und mehr vielleicht als wirklich zu Urgroßmutterszeiten) die wissenschaftliche Bestätigung in der Psychologie sucht. Adlers Lehre (Individualpsychologie) z. B. zählt ohne jegliche Einschränkung zum neurotischen Charakter denjenigen, der nicht den Mut hat, mit einem Partner zeitlebens auszukommen, und als „neurotisches Arrangement" wird sie die „leidenschaftliche" Liebe erklären. Aber auch Psychoanalytiker können, wenn sie Urgroßmutters Standpunkt vertreten, ihn aus der Analyse der Großmutter „bestätigen"; zweifellos wird analytisch erweislich sein, daß neurotische Mechanismen ihre Ehe sowohl, als ihre Scheidung deter-

miniert haben. Doch wird vermutlich die Mehrzahl der Psychoanalytiker geneigt sein, Großmutters Ehe und Scheidung und ihre zweite entschlossene Scheidung als „normal" zu bewerten; und wird sich eher geneigt finden, im Falle daß die Frau trotz der neuen Leidenschaft und dem imperativen Wunsch, die alte Bindung zu lösen, sich hierzu nicht stark genug erwiese, „neurotische" Einwirkungen anzunehmen. Offensichtlich aber steht für den Psychoanalytiker das Liebesschicksal der Mutter unter neurotischen Gestaltungskräften. Ist hier nicht die Spaltung zwischen Zärtlichkeit und Sinnlichkeit überaus deutlich? Ist nicht ganz klar die Rettungsphantasie gegenüber ihrem letzten Mann R., dem jüngeren, todkranken, den sie gesund pflegt, und gegenüber dem Ingenieur, zu dem die Liebe endgültig erlischt, nachdem sie endgültig erlebt, daß er ein „fetter Bourgeois ist, der dem Proletariat nicht mehr zu retten" ist? Spielt nicht überhaupt die Rettungsphantasie im Berufsrevolutionärtum der Mutter mit?[1] Und sind nicht eben diese beiden Züge zusammen von Freud als eine typische neurotische Form des Liebeslebens nachgewiesen worden?[2] (Welche Grade von „Feigheit" die Individualpsychologie der Mutter vorzuwerfen hätte, brauchen wir aus Adlers Schriften hier nicht zusammenzutragen.) Ganz fraglos ist schließlich dem Psychoanalytiker, daß die Tochter eine fast ans Ende gehende Entwertung des normalen Sexualtriebes vorgenommen hat; sie will gar nicht Männer lieben, „dazu hat man keine Zeit", und die Sexualität, auf die sie freilich nicht ganz verzichtet, hat doch für sie kaum einen Wert, sie könnte sie auch unterdrücken. Wichtig ist ihr nicht die Liebe, nicht die Sexualität, sondern Mutter, Lenin, Arbeit. Aber damit gerät die Tochter in nächste Nähe der Urgroßmutter; auch diese hat die Liebe entwertet: die Pflichten der Ehe gehen über die Liebe. Die Differenz zwischen Großmutter und Mutter hingegen ist eher eine des Umfangs, daß aber Liebe, Gefühl, Leidenschaft unvergleichlich hohe Werte sind, ist beiden gleich gewiß. Könnte man von hier aus nicht untersuchen, ob nicht Urgroßmutters Ehekonservativismus auf dem Boden einer gewissen Sexualablehnung beruht, die wohl nicht ohne neurotische Mechanismen verständlich wäre? [Es wird kein Zufall sein, daß die Individualpsychologie, die den Ehekonservativismus, Urgroßmutters Weltanschauung, wissenschaftlich zu begründen unternimmt, die Sexualität überhaupt aus ihrer Lehre gestrichen hat.] Die Psychoanalyse muß wohl sagen: Alle vier Wege der Liebe sind abnormal — wenn neurotisch = abnormal ist.

Diese Gleichung besteht aber nicht zu Recht. So sehr sie, insbesondere im Kreise der psychoanalytischen Pädagogik, verbreitet ist, so wenig ist sie der Psychoanalyse (Freuds) Aufstellung. Neurotisch sind Vorgänge, die als

---

1) Siehe Erwin Kohn, Lassalle der Führer. (Imago-Bücher Bd. IX.) Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1926.

2) Freud, Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens (Samml. kleiner Schriften z. Neurosenlehre IV. Folge und Ges. Schr. Bd. V).

solche weder normal noch pathologisch sind, sondern so benennen wir eine Reihe von seelischen Vorgängen, die bei jedem Menschen zahlreich und notwendig vorhanden sind, die freilich bei den Neurosen überaus deutlich sind, aber doch nicht deren „Wesen“ ausmachen. Krankhaft nennt Freud nur jene neurotischen Prozesse, die übermäßiges Leiden oder beträchtliche Herabsetzung der Arbeits-, Genuß- und Lebensfähigkeit zur Folge haben. Gewöhnlich ist man des Glaubens mit dem Wort abnormal einen Tatbestand zu zeichnen, in Wahrheit aber meint man eine Wertung. Abnormal bezeichnet nicht die Seltenheit einer Erscheinung, sondern, daß sie nicht vorhanden sein sollte, dürfte.

Die Arbeitsfähigkeit aller vier Frauen ist keineswegs eingeschränkt. Wie immer wir ihre sozialen Leistungen bewerten möchten, in ihrem Milieu leisten sie sinnvolle, ausreichende Arbeit. Von Urgroßmutter dürfen wir annehmen, daß sie eine tüchtige Gattin, Mutter, Hausfrau war. Großmutter und Mutter brachten es zu angesehenen Stellungen in ihrem Gesellschaftskreis und haben trotz Liebesleidenschaft und Konflikten ein tüchtiges Stück Lebensarbeit geleistet. Die Tochter ist freilich noch jung, wir wissen nicht, ob sie nicht später zusammenbrechen wird — vorläufig aber, trotz ihres sonderbaren Liebesweges, ist keine Klage gegen ihre Berufsarbeit laut geworden, sie geht ihr tüchtig und begeistert nach. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre also die Beurteilung als abnormal für keinen der Liebeswege möglich. Man könnte dies nur, indem man eine Bewertung der Arbeit selbst miteinbezieht, womit man sich freilich wieder aus der psychologischen in kulturelle, politische, weltanschauliche Wertung begäbe. So könnte die konservative Urgroßmutter sagen: Wohl, Marja „arbeitet“ und sie findet auch Anerkennung bei den Liberalen — die sind aber selbst ein verwahrlostes, sittenloses Gesindel, und das eben sei nicht eine befriedigende Arbeitsleistung, wenn eine wohlerzogene Frau ihr Haus vernachlässige und sich mit dem Volk gemein mache, Dienste einer Bibliothekarin versehe. Und die liberale Großmutter könnte finden, daß der Bolschewismus ihrer Olga überhaupt keine Berufsarbeit, sondern eben neurotisches Versagen gegenüber den normalen Aufgaben des Lebens sei. Die Bewertung der Arbeit ist nicht mehr psychologisch zu vollziehen, sondern nur noch sozial. Dieselbe psychische Struktur und die Arbeit, die aus ihr folgt, kann im Prinzip je nach dem Standpunkt des Beurteilers als befriedigende Einfügung in die Gesellschaft, als ausreichende Arbeitsleistung und -fähigkeit oder auch als weitgehend ungenügende, pathologische bewertet werden. Was dem einen eine Räuber-, Einbrecherhorde zu sein scheint, kann einem anderen eine Gruppe von Aufständischen, einem dritten ein Vortrupp von Helden sein. Die Urgroßmutter sieht ihre Nachkommen, auch in Bezug auf ihre soziale Arbeitsleistung, nicht nur in Bezug auf deren Liebesleben, von Stufe zu Stufe absinken: Liberale, Revolutionärin, Proletarierin; die Tochter sieht dieselbe Entwicklung als Aufstieg aus der Stockfeudalität in die freie Arbeit. Hierin liegt das

für Deutschland Unverbindliche der Geschichte, die sich so wohl nur in Rußland zugetragen haben kann.

Denn in Rußland hat die jeweils „absinkende" Jugend recht behalten, sie schien zwar der älteren Generation abzusinken, aber in Wirklichkeit ist sie „aufgestiegen", sie hat ihre Bewertungen zu den maßgebenden gemacht. (Wie weit dies der Generation Tochter (Genia) gelingen wird, ist heute noch nicht zu entscheiden, aber soweit wir aus Kollontays Geschichte schließen dürfen, hat sie den Willen hiezu.) Wo keine gründliche Revolution aller wesentlichen Berufe und Arbeitsleistungen stattfand, kompliziert sich die Situation. Die Wertung „sittenlos", „abnormal" wird vom Ursprungsmilieu der Jugend geprägt, also von der Generation, in deren Schoß die jeweilige Jugend ihre Kindheit erlebte. Der Jugendliche, der seiner Elterngeneration sittenlos erscheint, muß auch in sich selbst aus seiner eigenen Kindheit her Nachwirkungen der Wertungen seiner Eltern, seines Ursprungsmilieus haben. Diese inneren Faktoren können seine Arbeitsleistung hemmen. Oder seine psychische Struktur drängt zu einer Arbeitsleistung, Arbeitsform, zu einem Beruf, der in seinem Ursprungsmilieu als „niedrig", „abgesunken", „deklassiert" gilt. Er hatte diese Wertung trotz der „Sittenlosigkeit" übernommen, wehrt sich daher gegen das berufliche Absinken, strebt in die in seinem Ursprungsmilieu hochgewertete Arbeit, kann sie aber seiner Struktur entsprechend n i c h t erreichen, oder mit geringem Erfolg. Nun erst ist er als pathologisch zu bewerten, soweit es um die Arbeitsfähigkeit geht. Der „sittenlose" Sohn einer Bürgerfamilie, der ein gutes Mitglied einer Diebsbande wäre, ist in diesem Fall. Diesen „Beruf" zu ergreifen, hindert ihn sein Über-Ich, das die Wertungen seines Ursprungsmilieus zwar in sexueller Hinsicht ablehnt, aber in sozialer akzeptiert. Zum Beruf seines Vaters aber ist er nicht fähig. Im Grunde steht es auch umgekehrt ebenso. Der Sohn einer Diebsbande zum Beruf eines ehrlichen Tischlers strebend, aber aus seinem Ursprungsmilieu gehemmt, sich so zu „deklassieren", kann ein unfähiger Dieb werden (neurotisch gehemmt). Der „ehrliche, vornehme, sittliche" Vorkriegskaufmann, dessen Sohn Valutaschiebungen macht und unfähig ist, ein Geschäft anständig zu führen, wird seinen Sohn als neurotisch bewerten. Dieser aber wird es „sein", wenn er die Wertungen seines Vaters akzeptiert und das „ehrlose" Gewerbe, das er betreiben könnte, innerlich oder äußerlich nicht betreiben darf. Doch wird dies in diesem Fall kaum eintreten, der Sohn wird sich „absinken" lassen, denn er „sinkt" in eine Schichte mit Aufstiegswillen, mit ihren eigenen Wertungen und mit aller Aussicht auf baldige Macht und Maßgebendheit in der Gesellschaft. Und der kopfschüttelnde Vater wird schließlich noch selbst erleben, wie die Schichte, in die er seinen Sohn absinken glaubte, aufsteigt und — bis zu einem gewissen Grad — auch ihre Sexualmoral, die er als sittenlos ablehnte, zur Anerkennung bringt, womit der Vater rückständig wird. Für die Beurteilung einer bestimmten psychischen Struktur als neurotisch (abnormal in Bezug auf ihre Arbeit) ist die Beachtung des

sozialen Ortes nötig, an dem das Individuum sich befindet. Eine Bewertung ist im extremen Fall nur innerhalb des gleichen sozialen Ortes möglich. Die psychische Struktur, die zur sexuellen Sittenlosigkeit im Ursprungsmilieu führt, kann eine Arbeitsleistung fordern, die im Ursprungsmilieu als deklassiert gewertet wird. An diesem sozialen Ort wird dann eine neurotisch-pathologische Arbeitsleistung eintreten oder der Sittenlose wechselt seinen sozialen Ort; dies ist mit einer sozialen Deklassierung — im allgemeinen — verbunden, wenn er nicht in eine Schichte gelangt, die aufsteigend ist, oder es zu sein vermeint. (Z. B. in Europa außerhalb Rußlands, der „Abstieg" Bürgerlicher in eine revolutionäre Partei.)

Das zweite Kriterium ist das Leidensmaß. Keine der vier Frauen leidet übermäßig, unerträglich. Keine wird ohne gewisse Leiden durchs Leben gekommen sein. Dies ist nicht entscheidend für die Beurteilung der verschiedenen realen Liebeswege. Denn unsere Geschichte erfand ideale Fälle. Nun ist, von der Tochter abgesehen, kein Zweifel, daß die Wege der drei anderen gegebenenfalls ohne übermäßiges Leiden gangbar sind; daß aber ebenso alle drei zu den unerträglichen Leiden einer pathologisch-neurotischen Struktur führen können; daß diese Ausgänge in zahllosen Einzelfällen statt hatten. Doch ist hier ein Unterschied zwischen Urgroßmutter und den beiden anderen. Führen neurotische Prozesse bei diesen zu starken Leiden, so werden sie erleben, daß sie an der Liebe leiden. Urgroßmutter erlebt denselben neurotischen Prozeß als Leiden, das Gott schickt, oder das von einer heiligen Ehepflicht herkommt. Innerhalb ihres sozialen Ortes ist es sinnlos, sie als heilungsbedürftig zu erklären — sie ist trost-, sinn- und mutbedürftig. Die gegebene „Therapie" für diesen sozialen Ort ist Bibel, Ablenkung, Zuspruch, Psychosynthese, Ermutigung. Zugleich ist er die klassische Stätte für die Entstehung der eigentlichen hysterischen Symptome, in denen das seelische Liebesleid als körperliches erscheint, und als solches erst der wirklichen Therapie bedürftig erscheinen kann. Hingegen leiden Großmutter und Mutter erlebnismäßig an der Liebe, sie fordern Erfüllung der Liebe; also nötigenfalls Lösbarkeit vorhandener Bindungen. An ihrem sozialen Ort ist die äußere Lösbarkeit gegeben. Wo dies nichts nützt, weil innere, neurotische Bindungen dagegenstehen, werden sie deren Auflösung verlangen, wenn sie ihr Liebesleid als sinnloses, überflüssiges erleben. Die Mutter zwischen den beiden Männern, C. und Ingenieur, wäre in dieser Situation gewesen. Diese beiden Wege führen leicht zu pathologisch-neurotischen, d. i. übermäßigen, sinnlosen, psychischen Leiden. Es wird hier sehr viel davon abhängen, aus welchen neurotischen Quellen das Leiden fließt, wie die neurotischen Prozesse zum Ganzen der Persönlichkeit liegen, an welchem sozialen Ort die Persönlichkeit sich befindet und nach welchem sie — bewußt oder unbewußt — strebt.

Die Zukunft der Tochter dürfte uns Sorge machen. Ihre psychische Struktur ist ziemlich durchsichtig. Wir sehen sie an die Mutter gebunden;

wir sehen, daß sie beträchtlich „männlich“ ist, identifiziert mit Männern, sie fordert das gleiche soziale Recht, das die Männer genießen, sie denkt, arbeitet, lebt nicht nur wie ein Mann, sondern eben wie die von ihr geliebten Männer: Lenin, ihre Parteiführer, Freunde. Die Mutter, die sie liebt, erscheint ihr weniger als Mann, obzwar dies auch, sondern vor allem als „hilfs-, schutzbedürftiges Wesen, das verhungert, wenn sie sich seiner nicht annimmt“. Die Männer, die sie liebt, sind unerreichbar hoch, kommen als Sexualobjekt nicht in Frage. Der Mann, der sie sexuell anzieht, dem sie sich ausgeliefert fühlt, ist ihr nicht lieb. Sie hat eine weitgehende Entwertung der Sexualität vorgenommen — wir werden nicht zweifeln, daß sie zur Entwicklung einer Hysterie oder depressiven Leidens nicht wenig Chancen hat. Ihr Liebesweg führt also mit großer Wahrscheinlichkeit zu übermäßigem neurotischen Leiden? Ahnt ihre Mutter richtig, sie sei zwar nicht sittenlos, aber abnormal — und sollte ihre Sexualmoral zur allgemein gültigen werden, so würde Sowjetrußland — oder die sozialistische Gesellschaft — einer subjektiv höchst leidvollen Zukunft entgegengehen?[1] Wir haben keine Möglichkeit, dies strikt zu verneinen, aber auch keine, es zu bejahen. Dies sogar noch weniger. Denn diese Chancen zu übermäßigem Anwachsen des Liebesleids böte die Tochter nur nach unseren Erfahrungen, d. h. an einem anderen sozialen Ort. Sie steht, wie schon gesagt, der Urgroßmutter nahe. Sie wird wahrscheinlich erlebnismäßig überhaupt nicht an der Liebe leiden, sondern an — wir wissen nicht welchem Gott. Also eher Krankheiten entwickeln, als „neurotisch“ sein. Ferner aber, das neurotische Über-Leid rührt aus infantilen Quellen, vor allem aus Angst, Schuldgefühl und deren Äquivalenten. Wir vermögen nicht vorauszusehen, woran die Schuldgefühle in der Zukunft, in der die Tochter erziehen wird, geknüpft sein werden, welche Ichtriumphe den infantilen narzißtischen Kränkungen, die immer unvermeidlich sein werden, gegenüberstehen werden. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß übermäßiges Leid und Berufsunfähigkeit zu den selteneren Erscheinungen auf dem Liebesweg der Tochter gehören werden. Falls ihr sozialer Ort eine herrschende, maßgebende Schichte der Gesellschaft sein wird. Unsere Erfahrung kennt die psychische Struktur der Tochter auf ihrem Liebesweg nur als unterste Gesellschaftsschichte, beinahe absolut deklassiert: als Prostituierte oder als sexuell zügellosen Flügel der obersten Gesellschaftsschichte, in ihren rein parasitären Gruppen (z. B. die sogenannte Frau von Berlin WW). Oder als Forderung, immer nur gehemmt verwirklicht, rebellierender oder revolutionärer Jugendschichten (z. B. die „Garçonne“). Die allein schon durch die Deklassierung verwüstete Prostitution schaltet hier aus. Berlin WW hat kein Arbeitsproblem; die Jugendschichten stehen unter äußerem Druck. Beide Tatsachen sind geeignet, Schuldgefühle und

---

1) Das ist in Rußland die Meinung maßgebender Personen, die daher die Tendenz zur Sittenlosigkeit in der Jugend unter Berufung auf Lenin bekämpfen.

Angst zu erhöhen und zu neurotischer pathologischer Lage zu steigern und zu verschieben. Beide Gruppen sind „sinkend"; sie stehen im Widerspruch zu den Wertungen, die sie in der Kindheit in ihrem Ursprungsmilieu erfahren haben, was Angst und Schuldgefühl nur verstärken kann. Beide stiften keine neue Tradition, weil sie ihre Kinder nach den Wertungen ihres Ursprungsmilieus zu erziehen pflegen, entweder als heimgekehrte reuige Sünder oder durch verlogene pädagogische Haltung.

Was also soll der Pädagoge tun? Zu allererst — und das war die Aufgabe der Erörterung — sich über dies eine klar werden: Um zu erziehen, bedarf es der Wertungen; und diese sind n i c h t aus der psychologischen Wissenschaft zu holen, sondern müssen an deren Ergebnisse von außen herangebracht werden. Wer aber meint, durch Psychologie objektiv beurteilen zu können, irrt sich. Er versteckt seine kulturelle, weltanschauliche, politische Wertung h i n t e r der Wissenschaft. Anstatt seine Wertungen durch das Mittel der Wissenschaft, erziehend (sich selbst oder andere), zu erfüllen oder zu korrigieren. Wer die Wertungen nicht aus der Wissenschaft sondert, wird immer zuletzt den in der Kindheit, in seinem Ursprungsmilieu, empfangenen oder den jeweils herrschenden Wertungen dienen, auch wenn er sich ihnen längst entwachsen oder sie zu bekämpfen glaubt.

Und schließlich verdient noch ein Faktum unterstrichen zu werden. Was wir, welchen Standpunkt wir immer einnehmen, als Sittenlosigkeit, Verderbtheit, Zügellosigkeit, Schamlosigkeit bezeichnen oder empfinden, ist psychologisch keineswegs immer als Ungehemmtheit der Sexualtriebe aufzufassen. Sondern solches Verhalten kann sehr wohl das Resultat weitgehender Triebeinschränkung sein. Prostitution ist gegebenenfalls das Resultat des gleichen neurotischen (psychischen) Prozesses, der auch als hysterisches Symptom oder als „Schlimmheit" der Kinder oder als prüde Wohlanständigkeit in Erscheinung treten kann. Natürlich sind auch psychologisch diese Verhaltungsweisen einander nicht g l e i c h, aber sie können einander grundverwandt sein. Die psychischen Differenzen können minimal sein im Vergleich zu den ungeheuren Wertungsunterschieden, die diese Differenzen erfahren müssen. Hierfür kommt es darauf an, wie der neurotische Prozeß zur Gesamtpersönlichkeit liegt, und auf den sozialen Ort, an dem sich die Person befindet. Mit dem sozialen Ort ändert sich das Wertbild desselben psychischen Vorgangs ganz entscheidend. Diese Betrachtungsweise ist bei allen psychoanalytisch-pädagogischen Fragen, gewiß gegenüber den Kinderfehlern, prinzipiell angebracht. Aber es lohnt diese verhältnismäßig komplizierte Betrachtung natürlich nicht bei den „kleinen" Fehlern.

Die angeborene Wortblindheit und verwandte Störungen bei Kindern

Von Dr. Alfhild Tamm, Stockholm

In dieser Zeitschrift ist mehrmals davon die Rede gewesen, daß unbewußte Motive die Möglichkeit und den Verlauf einer Leistung stören können. Diese Tatsache, welche uns die psychoanalytische Forschung gezeigt hat, ist sicherlich von allergrößter Bedeutung. Ich selbst habe in langjähriger Arbeit mit Kindern, welche im Schulunterricht zurückgeblieben sind, sehr viele gefunden, die Schwierigkeiten beim Erlernen von Schreiben und Lesen hatten, obgleich die Intelligenzprüfung und auch ihr ganzes Verhalten darauf hinwies, daß ihre Begabung im großen und ganzen gut war. Bei genauer Untersuchung der betreffenden Kinder zeigte es sich, daß ihre Störungen gewissen erworbenen Lese- und Schreibstörungen bei Erwachsenen, den sogenannten Alexien, welche nach Schlaganfällen usw. auftreten, glichen. Wie bei diesen, konnte man zwischen visuellen Störungen, d. h. Wortblindheit und Störungen, die eher auf schlechtem Gedächtnis für Klangbilder usw. beruhten, unterscheiden. Sowohl aus diesem Grunde als wegen Auftreten ähnlicher Störungen bei mehreren Mitgliedern ein und derselben Familie und manchmal sogar in zwei bis drei Generationen lag es nahe, anzunehmen, daß die Sache als organisch bedingt aufzufassen wäre. Und in der Tat haben längst Pringle Morgan, Hinshelwood und andere Verfasser, welche Kinder mit angeborener Wortblindheit beschrieben haben, eine Entwicklungshemmung der Angularwindung angenommen. Es scheint mir, daß man ihnen in vielen Fällen recht geben muß, besonders wenn es sich um Fälle handelt, die der Imbezillität nahe stehen. Dafür spricht auch, daß in ein und derselben Familie ein Kind nur wortblind, ein anderes wortblind und geistesschwach sein kann. Davon, daß auch seelische Einflüsse bei diesen zum Teil organisch bedingten Fällen mitwirken, haben mich indessen meine Beobachtungen mehr und mehr überzeugt. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß in vielen Fällen psychische Einflüsse allein die in Frage stehenden Störungen hervorrufen können. Ehe ich darauf eingehe, will ich die verschiedenen Typen beschreiben, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Im großen und ganzen scheint es sich um drei Typen oder deren Kombinationen zu handeln, nämlich einen visuellen, einen akustischen und einen motorischen.

Der visuelle Typus entspricht der von Kerr als Erstem beschriebenen angeborenen Wortblindheit. Die Buchstaben werden gewöhnlich etwas langsam gelernt. Doch die eigentlichen Schwierigkeiten treten erst dann auf, wenn es gilt, sie zu Wörtern zusammenzufügen. Das visuelle Bild der miteinander zu einem Wort zusammengefügten Buchstaben hat in

ausgeprägten Fällen keinen Sinn für das Kind, sondern scheint ihm gleichwertig mit irgend einem anderen Geschnörkel. Ebenso wie es bei der Wortblindheit der Erwachsenen der Fall ist, kann oft das eine oder andere Wort aufgefaßt werden, etwa der eigene Name. Es wird aber nicht wie ein aus einzelnen Teilen zusammengesetztes Wort gesehen, sondern mehr so, wie man ein Siegel oder ein Wappen mit dem Auge auffaßt (Henschen). Das Abschreiben gelingt in reinen Fällen relativ gut und nicht selten mit vorzüglicher Handschrift, aber es geschieht in derselben Weise, wie man ein Bild abzeichnet. Schreiben nach Diktat oder frei aus dem Gedächtnis geht oft noch schlechter als Lesen. In ausgeprägten Fällen werden die Buchstaben vollständig planlos zusammengestellt, und Wörter, die mit Buchstabenkarten gelegt werden, weisen Fehler derselben Art wie bei der Schrift auf. Manchmal sind andere visuelle Fehler vorhanden, aber durchaus nicht immer. Hie und da ist es vorgekommen, daß die von mir beobachteten Kinder bei dem Versuche, einfache Umrißbilder zu zeichnen, rechts und links verwechselt haben. Lucy Fildes (Brain 1923) hat gefunden, daß Kinder, die schlecht lesen, Formen — besonders solche, die einander sehr ähnlich sind — nur mit Schwierigkeit beurteilen können. Oft ist indessen das zeichnerische Vermögen gut, selbst wenn es sich darum handelt, aus dem Gedächtnis zu zeichnen. Von Interesse ist, daß Ziffern und Zahlen im allgemeinen leichter erlernt und besser im Gedächtnis bewahrt werden als Buchstaben und Wörter, ja, viele Kinder verhalten sich in dieser Hinsicht vollständig normal. Nur in zwei Fällen habe ich ein entgegengesetztes Verhalten gefunden, d. h. größere Schwierigkeiten im Erlernen von Ziffern und Zahlen als von Buchstaben und in deren Zusammenbinden zu Wörtern.

Warburg, Örum u. a. haben darauf hingewiesen, daß es den wortblinden Kindern oft schwer fällt, die Farben zu benennen, und dies ist auch meine Erfahrung. Aber das ist nicht alles. Ein Teil dieser Kinder, und durchaus nicht immer die Minderbegabten, verhalten sich Farben gegenüber auf die gleiche Art, wie es bei den meisten Schwachsinnigen der Fall ist, d. h. sie machen die auffallendsten Fehler, wenn es gilt, nach einem Muster eine Farbenprobe herauszusuchen und beim Ordnen von solchen, z. B. von Frithiof Holmgrens Wollproben, ähnliche Farbentöne zusammenzulegen. Die Fehler scheinen vor allem in der Schwierigkeit zu liegen, eine bestimmte Farbe im Gedächtnis behalten zu können. In ausgeprägten Fällen wird oft das Aussehen einer Farbenprobe vergessen, sobald der Blick sich auch nur eine Sekunde davon abwendet. Wenn man die Kinder ermahnt, genau aufzupassen, können jedoch die Fehler korrigiert und durch Übung ganz behoben werden, was beweist, daß es sich hier nicht um eigentliche Farbenblindheit handelt. Außerdem geschieht das Verwechseln der Farben meistens nicht nach einer bestimmten Regel wie bei der Farbenblindheit.

Bei dem akustischen Typus ist das fast regelmäßige Vorkommen von

Sprachstörungen auffallend, während solche bei den visuellen Fällen nicht so häufig vorkommen. Die Kinder machen beim Lesen und Schreiben Fehler gleicher Art wie beim Sprechen. Doch ist zu bemerken, daß, während beim Sprechen die Fehler oft nur andeutungsweise vorkommen, sie im allgemeinen beim Lesen und besonders auch beim Schreiben aus dem Gedächtnis deutlich hervortreten. Erkundigt man sich in solchen Fällen, so erfährt man oft, daß es lange gedauert hat, ehe die Kinder rein gesprochen haben, und zuweilen auch, daß sie spät die Sprache der Umgebung verstehen lernten. Nicht selten haben die Eltern aus diesem Grunde einen Ohrenarzt um Rat gefragt, aber den Bescheid erhalten, daß das Gehör normal sei. Denn ebensowenig wie es sich bei der Wortblindheit um Herabsetzung des Sehvermögens handelt, kommt bei den akustischen Fällen schlechtes Gehör im gewöhnlichen Sinne in Frage.

Daß die Fehler bei der Schrift am längsten beibehalten werden, beruht wahrscheinlich zum größten Teile darauf, daß die Kinder jener Unterstützung entbehren, welche beim Sprechen die Mundbewegungen geben. Möglicherweise kann man annehmen, daß die Verbindungen (Assoziationen) zwischen Klang- und Wortbildern Schwierigkeiten bereiten. Daß manchmal das laute Lesen schlechter ist als das Sprechen, beruht vielleicht auf letztgenannter Ursache und darauf, daß das Kind die Worte nicht wählen darf, sondern sich an den Text halten muß. Sehr wahrscheinlich ist, daß seelische Vorgänge mitspielen, da im allgemeinen das Lesen schärfer kritisiert wird als das Sprechen. Einer meiner Fälle, ein Knabe, sprach etwas undeutlich und faßte die Sprache der Umgebung schwer auf. Er las sehr schlecht und entstellte dabei viele Wörter vollkommen. Dagegen war er auffallend gut im Rechtschreiben und schrieb auch Aufsätze fast fehlerfrei. Wahrscheinlich beruhte dies auf einer ganz besonders guten visuellen Begabung. Auch Erwachsene mit ausgeprägter Worttaubheit können zuweilen trotzdem schreiben, was H e n s c h e n dadurch erklärt, daß der Schaden die Angularwindung nicht erreicht hat und diese in den betreffenden Fällen eine besonders große Unabhängigkeit von dem Zentrum W e r n i c k e s besitzt, welches die Auffassung der Sprache durch das Ohr vermittelt.

Bei den Fällen akustischer Art, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte, waren die Fehler selten so stark ausgeprägt, wie bei den schwereren Fällen visueller Art; der Bau der Worte war ungefähr normal. Die Fehler bestanden vor allem darin, daß sich gleichende Laute, z. B. *b* und *p*, *k* und *g* oder auch *k* und *t*, ebenso wie das schwedische *o* und *å* miteinander verwechselt wurden, und daß die Konsonanten an die falsche Stelle kamen. Oft wurden weniger betonte Laute ausgelassen. Das Legen von Wörtern mit Buchstabskarten war ebenso schlecht wie das Schreiben aus dem Gedächtnis oder nach Diktat. Das Abschreiben war korrekt. Das Verhalten, was Farben betrifft, zeigte nichts Auffallendes.

Der dritte Typus, der m o t o r i s c h e, tritt selten einzeln auf, ja, ich

habe bis jetzt sogar nur zwei „reine" Fälle gefunden. Dagegen kommt er in Zusammenhang mit einem der anderen zwei Typen, besonders mit visuellen Störungen, sehr häufig vor. In beiden Fällen, bei denen ich diesen Typus ohne visuelle und akustische Beigabe studieren konnte, handelte es sich um Knaben, welche vollständig rein sprachen, die aber, was die Bewegung der Hände betrifft, etwas ungeschickt waren und sich auch ziemlich schlecht im Zeichnen erwiesen, auch war eine ausgesprochene motorische Unruhe vorhanden. Sie erlernten das Schreiben sehr langsam und brachten im Anfang nur vollständig unerkenntliche Buchstaben zustande. Beide waren rechtshändig. Die Schrift war lange kaum leserlich und bedeutend schlechter als das Zeichnen. Kurze Worte glückten relativ gut, etwas längere sehr schlecht, da anscheinend die Kinder durch die Schwierigkeiten beim Lesen schnell ermüdeten. Der Schluß der Worte war oft vollständig unleserlich oder wurde ganz ausgelassen. Der eigene Name wurde ebenso schlecht geschrieben wie andere Wörter. Abschreiben war nicht viel besser als Schreiben nach Diktat oder aus dem Gedächtnis. Das Zusammenlegen von Wörtern mit Hilfe der Buchstabenkarten glückte — sobald die Kinder lesen gelernt hatten — auffallend besser als Schreiben und selbst Abschreiben. Das Lesen zeigt keine besonderen Eigentümlichkeiten, außer daß es langsamer als gewöhnlich erlernt wurde, wenn auch nicht bei weitem so langsam als bei den anderen Typen, besonders bei dem visuellen. Wahrscheinlich verzögerte es sich nur deshalb, weil die Hilfe, die sonst die Schreibbewegungen geben, ausgeblieben war. Ziffern wurden mit schlechter Handschrift geschrieben, aber schneller erlernt als die Buchstaben. Die Farbenauffassung war ohne Eigentümlichkeiten. Natürlich war man bei den erwähnten drei Störungen zuerst geneigt, die Ursache in einer Abstumpfung der verschiedenen Sinne zu suchen, d. h. in schlechtem Sehvermögen, schlechtem Gehör oder schlechtem Gefühl. Dies ist auch oft passiert. Indessen hat es sich gezeigt, daß ein Fehler des Auffassungsvermögens der Sinne nicht vorhanden ist, d. h. nicht im gewöhnlichen Sinne. Kerr, Pringle Morgan und andere mehr, welche die angeborene Wortblindheit beobachtet haben, wiesen darauf hin, daß die von ihnen untersuchten Fälle keine solchen Gesichtsanomalien aufwiesen, welche die erwähnten Fehler erklären könnten. Schon die Tatsache, daß im allgemeinen klein gedruckte Ziffern ohne Schwierigkeit aufgefaßt werden können, spricht dagegen, daß es sich hier um eine Herabsetzung des Sehvermögens handelt. Auch von einer Herabsetzung des Gehörs, welche die betreffenden Fehler erklären könnte, kann keine Rede sein. In all meinen Fällen wurde das Gehör daraufhin geprüft, zwei nacheinander geflüsterte einziffrige Zahlen auf mindestens 5—6 m Abstand auffassen zu können, wobei das Kind mir den Rücken zuwandte und erst das eine und dann das andere Ohr zuhielt. Das konnten sie leisten. Zweifelhafte Fälle wurden zum Ohrenarzt geschickt, aber in keinem derselben konnte herabgesetztes Gehör konstatiert werden. Das Gehör, das

nachgewiesen wurde, ist im allgemeinen für die Anforderungen der Schule genügend. Etwas ungewöhnliche oder lange Worte wiederholten diese Kinder sehr schlecht, und man merkte keinen Unterschied, wenn sie näher oder weiter vom Ohr ausgesprochen wurden. Es zeigte sich deutlich, daß nur die Fähigkeit, Laute aufzufassen und sie mit dem Gehör zusammenzufügen, herabgesetzt war. Das galt auch für das Erinnern.

Bei dem motorischen Typus ist es natürlich schwer, die Stärke der Bewegungsvorstellungen feststellen zu können. Die Kinder konnten sich, was andere Dinge betraf, wenn auch nicht erstklassig, so doch bedeutend besser behelfen als beim Schreiben.

Bei der angeborenen Wortblindheit ist schon längst deutlich bewiesen worden, daß es sich nicht um Sehschwierigkeiten handelt. Selbst habe ich meine Fälle mit Hilfe von E. Heimans Sehprobentafel für Kinder untersucht und in zweifelhaften Fällen einen Augenarzt um Rat gefragt. In keinem Falle hat eine merkenswerte Herabsetzung des Sehvermögens festgestellt werden können. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, Buchstaben zu Wörtern zu verbinden und diese als sprachliche Symbole auffassen zu können, ferner darin, sich ihrer zu erinnern, und es dürfte nicht zu gewagt erscheinen, bei den anderen Typen ein analoges Verhalten anzunehmen. Ich habe oben angedeutet, daß man in vielen Fällen Grund hat, eine Entwicklungshemmung gewisser Gehirnzentren als Ursache für die erwähnten Störungen der Lese- und Schreibfähigkeit des Kindes anzunehmen. Dieses gilt sicherlich vor allem in den Fällen, welche dem Schwachsinn nahe stehen. Dagegen wirken, besonders bei Kindern, die eine sehr gute Intelligenz haben, wahrscheinlich rein psychische Umstände mit oder sind sogar die hauptsächlichste Ursache. Die Kinder, um die es sich hier handelt, erscheinen oft nervös und werden von ihren Lehrern gewöhnlich als schlaffe und faule oder trotzige und bösartige Kinder geschildert. Gewiß liegt es nahe an der Hand, die ganze Sache auf eine angeborene psychopathische Anlage oder einen schlechten Charakter zurückzuführen, doch eine solche Diagnose läßt das Krankheitsbild weder besser begreifen noch gibt sie eine Anleitung für die Behandlung. In solchen Fällen ist es oft sehr schwer, zu bestimmen, was auf einer angeborenen Veranlagung beruht und was den Umwelteinflüssen, denen das Kind ausgesetzt war, zuzuschreiben ist. Was vor der Schulzeit auf das Kind eingewirkt hat, ist in vielen Fällen, wenn man es in der Schule zur Untersuchung bekommt, sehr schwer zu beurteilen. Daß die Umwelt einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Sprache ausübt, ist eine bekannte Tatsache, und daß die Sprache und die Sprachauffassung von größter Bedeutung für Lesen und Schreiben ist, ist vollständig klar. In der Schule sind diese Kinder den größten Mißerfolgen und Kränkungen ausgesetzt, und die intelligentensten unter ihnen leiden oft am stärksten darunter. Von dem genialen schwedischen Dichter Gustav Fröding wird erzählt, daß er recht ungeschickt war und wegen seiner großen Schwierigkeiten

beim Schreiben in der Schule erheblichen Mißerfolgen und Unannehmlichkeiten ausgesetzt war. Die meisten Lehrer verurteilen ein unmusikalisches Kind oder eines, dem das Rechnen schwer fällt, nicht so hart, wie jenes, welches nicht in angemessener Zeit lesen und schreiben kann. Ich kann dieses mit Bestimmtheit behaupten, da ich die Sache oft mit Pädagogen besprochen habe. Vielen von ihnen war es unmöglich, einzusehen, daß ein Kind dieser Art weder dumm noch faul zu sein braucht. Und selbst wenn der Lehrer der Sache verstehend gegenübersteht, so führen die großen Schwierigkeiten bei der Arbeit doch leicht dazu, daß das Selbstvertrauen des Kindes stark herabgesetzt wird. Wie ich schon erwähnt habe, sprechen viele bei der psychoanalytischen Arbeit gewonnene Erfahrungen dafür, daß ganze Anlagen verdrängt werden können. Eine Dame, welche ich kenne und die einer sehr musikalischen Familie angehört, hatte im Gegensatz zu ihren Geschwistern ein sehr schlechtes Gedächtnis für Melodien. Sie hatte einst als sechs- oder siebenjähriges Kind in der Kirche am Gesang teilgenommen. Da flüsterte ihr ihr Nachbar, für dessen Urteil sie großen Respekt hatte, ärgerlich zu: „Du singst ja ganz falsch.“[1] Von diesem Augenblicke an schloß sich das Mädchen nie mehr dem Gesange an, weder in der Kirche noch zu Hause. Sie konnte sich auch kaum der Melodien erinnern, und es ist für sie sogar schwer, sie wieder zu erkennen. Nach durchgeführter Analyse wurde diese Fähigkeit bedeutend verbessert. Zuerst hörte sie bekannte Melodien in halbwachem Zustand in ihrem Ohr und allmählich auch wenn sie ganz wach war. (Vgl. H. Jacobys Arbeit in Heft 2 und 4 dieser Zeitschrift: „Muß es Unmusikalische geben?“) Unter dem Einfluß einer beginnenden Psychose können oft schlummernde Anlagen befreit werden, was wahrscheinlich zu großem Teil auf dem Verschwinden früherer Hemmungen beruht. Ich weiß von einem Mann, der in einem solchen Zustande künstlerische Malereien ausführen konnte, obgleich er in früheren Jahren bei weitem nicht imstande gewesen war, etwas Ähnliches zu schaffen.[2] Auf der anderen Seite können Anlagen, die sich schon geltend gemacht haben, durch Mißerfolge unterdrückt werden. Auf diese Tatsache und darauf, daß Freude, Interesse und Leidenschaft die Leistungsfähigkeit des Menschen erhöhen können, hat Bier (Münch. med. Wochenschr., Jahrg. 71) in einem gedankenreichen Aufsatz hingewiesen. Wenn musikalische und zeichnerische Anlagen verdrängt werden können, so ist es wahrscheinlich, daß den Anlagen für Lesen und Schreiben dasselbe Schicksal beschieden sein kann. Dagegen kann vielleicht eingewendet werden, daß Anlagen sowohl für Musik als für Zeichnen im Menschengeschlecht wahrscheinlich ursprünglicher sind, als die Anlagen für Lesen und Schreiben, die zu den erst später erworbenen

1) Das betreffende Mädchen konnte selbst bei musikalischer Begabung unmöglich rein singen, da die Choräle in den Kirchen durchaus nicht für Kinderstimmen berechnet sind.

2) S. auch Morgenthaler, Ein Geisteskranker als Künstler, Bern 1921.

Fertigkeiten zählen. Bei Familien, die durch mehrere Generationen intellektuell und sprachlich geschult sind, dürfte man jedoch Grund haben, anzunehmen, daß besonders gute Anlagen dazu vorhanden seien. Ich habe aber selbst in solchen Familien nicht selten die eine oder andere der eben beschriebenen Störungen gefunden.

Daß man Kinder mit Lese- und Schreibstörungen, welche durchaus nicht selten angetroffen werden, bis jetzt relativ wenig berücksichtigt hat, beruht wahrscheinlich darauf, daß sie, auch wenn sie im übrigen gut begabt sind, gewöhnlich mit den sogenannten Zurückgebliebenen zusammengeworfen werden.

Wenn man ein Kind, welches in der Schule nicht mitkommt, beurteilen will, ist es gut, eine Intelligenzprüfung vorauszuschicken. Dabei muß man natürlich die Fehlerquellen und Begrenzungen einer solchen Untersuchung kennen. Ich selbst benutze das Schema von Binet und Simon von 1911, das ich für schwedische Verhältnisse etwas geändert habe; wenn nötig, füge ich andere Tests zu. Weiter muß man sich erkundigen, wie weit das betreffende Kind die Aufgaben des täglichen Lebens beherrscht. Wenn ein Kind, das trotz vieler Bemühungen von seiten des Lehrers weder Schreiben noch Lesen gelernt hat, die Intelligenzprüfung gut besteht und praktischen Aufgaben in normaler Weise gewachsen ist, eventuell auch im Rechnen begabt, so ist Wortblindheit oder Ähnliches zu vermuten. Nebenbei will ich bemerken, daß auch Imbezille, wenn ihnen Lesen und Schreiben schwer fällt, des öfteren Typen aufweisen, welche große Ähnlichkeit mit den oben beschriebenen haben. Zur Beurteilung der Prognose und Behandlung ist es jedoch notwendig, sich über die intellektuellen Möglichkeiten des Kindes zu erkundigen. Man muß natürlich auch die Art des Unterrichts usw. kennen und den allgemeinen Gesundheitszustand, besonders den des Nervensystems, untersuchen. Die Funktion der Sinnesorgane muß geprüft und die Sprache sowie die Sprachauffassung genau analysiert werden. Man muß den Farbensinn untersuchen. Grobe Fehler beim Beurteilen von Farben ohne das Bestehen wirklicher Farbenblindheit und bei sonst guter Intelligenz lassen mit ziemlicher Gewißheit angeborene Wortblindheit vermuten. Zur Beurteilung des Farbensinns orientiere ich mich zuerst mit Hilfe der Holmgrenschen Wollproben, und darnach prüfe ich mit Stilling's pseudoisochromatischen Tafeln.

Gewöhnlich haben die Kinder, welche man zum Beurteilen bekommt, ihre Fähigkeiten schon ein bis zwei Schuljahre oder länger erwiesen und können bis zu einem gewissen Grade lesen und schreiben. In diesem Falle untersucht man die Beschaffenheit dieser Fertigkeiten nach den Anweisungen, die bei der Beschreibung der verschiedenen Typen angegeben wurden. Doch will ich hier einige Erklärungen beifügen. Um das akustische Vermögen des Kindes zu prüfen, kann man es kurze, gleichlautende Worte, welche direkt hinter ihm ausgesprochen werden, schnell

nachsagen lassen, z. B. *bada, pada, bata, kuta, knastra, plaska, skog, stor* usw. Daß die angewandten Wörter manchmal für die Kinder keinen Sinn haben, schadet nichts. Dadurch werden sie veranlaßt, die Aufmerksamkeit auf die Klangbilder zu richten. Natürlich darf man dabei nicht versäumen, auch das Verständnis für Worte und Sätze zu untersuchen. Darnach kann man mit mehrsilbigen Wörtern weiterprüfen, z. B. *Uppmärksamhet* (Aufmerksamkeit), *lagstiftningen* (die Gesetzgebung), *flanellappen, Konstantinopel, Konstitution, Departementet.* Zehn Kinder mit normalem Lesevermögen konnten am Anfang des zweiten Schuljahres die drei ersten dieser Worte korrekt nachsagen, die meisten auch einige der anderen fast korrekt. Im dritten Schuljahr können die meisten diese Worte nachsagen. Am Ende des ersten Termins konnten neun von zehn normalen Kindern die drei ersten Wörter korrekt nachsagen, aber nicht die übrigen. Kinder mit schlechter Sprachauffassung und schlechtem Sprachgedächtnis machen oft die unglaublichsten Fehler beim Nachsagen. Sie verwechseln Silben, Laute usw. Ihre Art des Wiederholens erinnert in vielem an die gewisser Paralytiker. Auch bei diesen scheint in vielen Fällen vorzugsweise die akustische Komponente stark herabgesetzt zu sein; bei anderen spielt dagegen eine Schwäche der motorischen eine größere Rolle.[1]

Kinder, welche, was das Lesen anbetrifft, normal sind, können mit dem inneren Ohr kurze Worte, wie baka, hund usw. hören. Am Anfang des dritten Schultermins können sie diese auch vor ihrem inneren Auge sehen. Am Schlusse des ersten Termins können sie oft ganze Wörter oder wenigstens einige der Buchstaben, welche sie gelernt haben, sehen. Durchschnittskinder können schon am Schluß des ersten Termins Stücke eines einfachen, unbekannten Textes ziemlich rein lesen. Glückt dies nicht, so kann der geübte Prüfende aus der Art des Lesens sich eine Idee von der

1) Natürlich können bei den Kindern Fehler beim Nachsagen auch motorischer Art sein. Diese stören das Lesen ebenso wie das Sprechen. Bei den Sprachstörungen, um welche es sich in diesem Aufsatze handelt, scheinen die Fehler vor allem auf dem akustischen Gebiet zu liegen. Den Kindern fällt es schwer, Laute zu verbinden, genau so wie ihnen bei Wortblindheit schwer fällt, Buchstaben zusammenzufügen. Deshalb sprechen sie schlecht nach, im Gegensatz zu Kindern, welche motorischer Sprachstörungen wegen undeutlich sprechen. Diese sprechen relativ gut nach, da sie den größten Teil ihrer Aufmerksamkeit den Bewegungen widmen können. (Vergl. Alb. Liebmann, Vorlesungen über Sprachstörungen, 4. Heft, Seite 51—53, Aufl. I.) Direktes Stammeln, z. B. Lispeln motorischer Art, bleibt dagegen beim Nachsagen unverändert, da gewisse komplizierte Muskelbewegungen unmöglich sind. Solche Fehler beeinflussen aber wenig die Schrift. Bei den akustischen Fällen, deren Störungen nicht selten mit motorischen kompliziert sind, können die Kinder im allgemeinen die Laute aussprechen, aber sie verwechseln sie, lassen weniger betonte aus usw. Wenn sie so weit gekommen sind, daß sie schreiben können, wiederholen sie in der Schrift, falls sie nicht visuell besonders gut begabt sind, dieselben Fehler, wie beim Nachsprechen. Mehrere Kinder haben mir gesagt, daß sie das Wort genau so gehört, wie sie es geschrieben haben. Übungen der Sprachauffassung verbessern gewöhnlich auch die Schrift, weil dabei deutlichere Klangbilder geschaffen werden. Sie verbessern nicht das Stammeln motorischer Art.

Beschaffenheit der Störung machen. Viele Kinder können aus dem Gedächtnis leichte Worte, ja, sogar ganze Sätze schreiben. Sie sollen eine ganze Anzahl Buchstaben aus dem Gedächtnis aufschreiben können. Gewöhnlich beherrschen sie alle Ziffern. Schon am Schluß des ersten Termins kann die „Handschrift" des Kindes motorische Schwierigkeiten verraten. Nach Binet-Simon soll ein sechsjähriges Kind ein kürzeres Wort leserlich kopieren können. Schon ein Fünfjähriger kann nach der Behauptung der gleichen Verfasser einen einfachen Satz von sieben Silben nachsprechen.

Seit ein paar Jahren habe ich in Fällen, in denen die Kinder Schwierigkeiten in Lesen und Schreiben hatten, regelmäßig das Vorstellungsvermögen geprüft und dabei auffallende Mängel angetroffen. Man könnte gegen dieses Verfahren einwenden, daß eine solche Prüfung unmöglich sei, da es sich hier um Dinge handelt, welche über den Horizont der Kinder gehen. Meine Erfahrungen zeigen jedoch, daß dies nicht der Fall ist, wenn man Ausdrücke gebraucht, an welche die Kinder gewöhnt sind. Man sagt z. B. „Kannst du dich erinnern, wie das Wort *baka* (backen) aussieht, obgleich du die Augen zumachst?" Ein normal entwickeltes Kind versteht das sehr gut. Im Grunde genommen haben die Kinder größere Voraussetzungen als die Erwachsenen, diese Dinge zu verstehen, da ihre Vorstellungen den Wahrnehmungen näher stehen, als dies bei den letzteren der Fall ist. Bei den von den Brüdern Jaensch vorgenommenen Untersuchungen über die sogenannten Anschauungsbilder der Kinder, welche wohl nichts anderes als sehr lebhafte Vorstellungen sind, hat es sich gezeigt, daß die Kinder sehr gut begriffen, um was es sich handelte, und zwischen diesen Bildern und den wirklichen Anschauungen unterscheiden konnten. Die Intelligenz der Kinder ist eigentlich größer, als die Erwachsenen geneigt sind, anzunehmen. Allerdings darf man sich nicht nur auf die Aussage der Kinder verlassen, man muß auch den Gesichtsausdruck genau betrachten. Vielen Kindern, die lebhafte visuelle Vorstellungen haben, erscheint die Sache so natürlich, daß sie einen auslachen, wenn man sie fragt, ob sie sich erinnern können, wie ein Wort aussieht. Diejenigen, die dies nicht können, sehen gewöhnlich recht bekümmert aus, versuchen sich durch leises Vorsagen usw. zu helfen. Falls das Kind nicht zu verstehen scheint, was es bedeutet, ein Wort vor dem inneren Auge zu sehen, fordere ich es auf, zu versuchen, sich andere sichtbare Dinge vorzustellen. Ein in sprachlicher Hinsicht visuell unbegabtes Kind konnte sich ohne weiteres das Gesicht seiner Mutter, seine eigene Hand, einen Hund usw. vorstellen. Dagegen war es ihm unmöglich, sich an gewöhnliche Umrißbilder, wie Zirkel, Quadrate usw., zu erinnern. Einen geraden Strich konnte es sich vorstellen und von den Buchstaben nur das *i*.

Man kann auch Vorstellungen anderer Sinne zur Hilfe nehmen, wenn es gilt, zu erklären, was mit einer Vorstellung gemeint ist. Auf die Auf-

forderung, an den Geschmack von Chininlösung zu denken, machte der betreffende Junge eine häßliche Grimasse. Wenn man das akustische Vermögen prüfen will, muß das Kind versuchen, sich zu erinnern, wie das Wort klingt. Oft ist ihm dies unmöglich, doch kann es sich einer einfachen Melodie erinnern, z. B. „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald". Die motorische Veranlagung kann man dadurch prüfen, daß man das Kind mit geschlossenen Augen einen Teil der Bewegungen nachmachen läßt, welche es teils passiv, teils aktiv erst mit offenen Augen hat ausführen müssen. Darauf läßt man es Schreibbewegungen ausführen und darnach versuchen, sich das Gefühl während derselben vorzustellen.

Äußerst wichtig ist es, daß man in einem frühen Stadium mit passendem Unterricht beginnt. Überhaupt ist die Möglichkeit, sprachliche Fähigkeiten einüben zu können, viel größer, solange die Kinder klein sind. Außerdem beugt man dem Entstehen von schädlichen Gemütsreaktionen vor, wenn man anfängt, bevor schon eine Menge von Mißerfolgen eingetreten sind. In vielen Fällen erreicht man in ziemlich kurzer Zeit ein sehr gutes Resultat. In anderen, und das ist besonders bei eingewurzelten Fällen, scheitern alle Versuche. Ich habe jedoch selbst in alten Fällen einen Erfolg erreicht, seitdem ich die Regeln angewandt habe, welche am Ende dieser Arbeit erwähnt sind. Für die Behandlung der angeborenen Wortblindheit wird in der Literatur eine Menge Anweisungen gegeben. Im allgemeinen wird geraten, mit Hilfe eines reichhaltigen Anschauungsmaterials zu versuchen, das visuelle Vorstellungsvermögen zu stärken. In den Schulen für Schwachbefähigte werden schon längst auf Grund langer Erfahrungen solche Methoden gebraucht. Jene Kinder, welche eine sehr gute Intelligenz besitzen, sollten aber besser nicht in die Hilfsklasse überführt werden, falls es einen anderen Ausweg gibt, da sie in vielem den Normalklassen folgen können.

Zu empfehlen ist Einzelunterricht im Lesen und Schreiben oder Unterricht in kleinen Gruppen gleichartiger Fälle. Die Hauptsache ist, daß man einen sachverständigen Lehrer zur Hand hat, welcher Vorwürfe und Kränkungen zu vermeiden versteht. Es ist von Nutzen, Buchstaben verschiedener Größe und Farbe anzuwenden. Man schiebt sie langsam zusammen, indem man den Laut ausspricht. Es ist gut, von Sprachlauten auszugehen, welche ausgehalten werden können, z. B. *m—a* oder *i—s*. Es liegt natürlich nahe, die sogenannte Wortbildmethode zu verwenden. Ruth Claëson hat dieselbe beim Unterricht Wortblinder geprüft und sie in Fällen, wo die Kinder akustisch gut begabt waren, vorteilhaft gefunden. Die Wortbildmethode wird in Schweden nach dem Verfahren von Anna Kruse in folgender Weise gebraucht. Anstatt mit Wörtern ohne inneren Zusammenhang anzufangen, benutzt man ein Gedicht mit mehreren Strophen. Jede einzelne Strophe bildet ein Interessezentrum. Die Kinder lernen das Gedicht auswendig, welches nach einer einfachen, populären Melodie gesungen wird. Das Gedicht ist auf Pappe gedruckt.

Die Wörter werden ausgeschnitten und in einer Tüte aufgehoben. Zuerst werden sie als eine Art Wort-Puzzle benutzt, indem die Worte gemischt und dann nach einem Vorbild zusammengelegt werden. Allmählich können sie ohne Vorbild geordnet werden. Beherrschen die Kinder die Worte, so werden damit neue Sätze gelegt. Zusammengesetzte Wörter werden in einfache geteilt und aus diesen wieder neue Wörter gebildet. Aus den Wörtern werden die Buchstaben durch eine Analyse gewonnen usw.[1]

Ist aber auch das akustische Vermögen mangelhaft, so nimmt man den taktilen und den Bewegungssinn zu Hilfe. Man kann, wie Örum nach Montessori vorschlägt, die Kinder Sandpapierbuchstaben betasten lassen. Man läßt sie auch Buchstaben aus Holz oder Pappe anwenden. Die Schreibbewegungen werden eifrig geübt. Das Gedächtnis für Farben soll geschärft werden.

Bei schlechtem akustischem Vermögen ist das Üben des Gehörs und der Sprache am wichtigsten, Die Kinder müssen in diesen Fällen erst kurze, dann längere Worte langsam nachsagen, darnach kurze Sätze usw., schließlich gleichlautende Wörter. Natürlich muß man versuchen, auch die visuelle und die motorische Fähigkeit zu üben.

Zeigen sich beim Ausführen der Schreibbewegungen Schwierigkeiten, so muß man im Anfang die Hand des Kindes führen. Spannungen müssen mit Hilfe von Entspannungsübungen bekämpft werden. Auch bei den visuellen und motorischen Fällen darf man eventuell vorhandene Sprechfehler nicht übersehen.

Die oben erwähnten Methoden führen oft zum Ziele, wenn auch gewöhnlich erst nach langer Übung. Ein schwerer Fall, der mir unter die Hände kam und für welchen ich keinen passenden Lehrer finden konnte, veranlaßte mich, eine andere Behandlungsweise auszudenken. Es war notwendig, den betreffenden Knaben vor eine vollständig neue Methode zu stellen, denn er war durch langwierige fruchtlose Versuche mit den gewöhnlichen Methoden, lesen zu lernen, seines Selbstvertrauens beraubt und der ganzen Sache überdrüssig geworden. Es war derselbe Fall, der mich veranlaßte das Untersuchungsverfahren zu verwenden, welches Seite 335—338 angegeben ist, und es war dieser Knabe, der, obgleich er elf Jahre alt war, sich außer dem *i* keinen Buchstaben vorstellen konnte. Da am Sehvermögen, Gehör und Tastsinn kein Fehler konstatiert werden konnte, sondern die Mängel ganz und gar auf den Schwierigkeiten, sich Wortelemente vorstellen zu können, dieselben miteinander zu verbinden und sie als Sprache aufzufassen, zu beruhen schienen, fiel es mir ein, daß es ein verkürztes Verfahren sein könnte, die Aufmerksamkeit der Kinder direkt auf die Vorstellungen und den Assoziationsverlauf zu lenken. Daß ich auf diese Idee kam, habe ich meiner Tätigkeit als Psychoanalytiker

---

1) Vgl. für deutsche Verhältnisse die Fibel von Ernst Schneider, Der bunte Vogel. Leipzig, Grethlein. Hier ist der Lese-Lernstoff aus Kinderreimen aufgebaut.

zu verdanken. Wie schon hervorgehoben wurde, fehlt den Erwachsenen und älteren Kindern meist die Fähigkeit, in anschaulichen Bildern zu denken, welche unter normalen Verhältnissen bei den Jüngsten vorhanden ist. Bei der Psychoanalyse — die man ja unter vollem Wachsein ausübt — wird man oft davon überrascht, daß die Vorstellungen eine fast halluzinatorische Anschaulichkeit annehmen und dabei die Assoziationen erleichtert werden. Das Ganze verläuft zuweilen wie ein Filmdrama, bei welchem der Patient die Rolle des Zuschauers spielt. Manchmal kommt es sogar vor, daß es ihm erscheint, als ob er Worte als erklärenden Text zum „Film“ in der Luft sähe — oder sie mit seinem inneren Ohre höre. Das dürfte darauf beruhen, daß bei der Analyse gewisse Hemmungen fortfallen, die den Patienten vorher verhinderten, sich Dinge in anschaulicher Weise vorzustellen. Hemmungen dieser Art entstehen sicher schon sehr zeitig, ja, in vielen Fällen schon vor dem Schulalter. Dieses dürfte, wenigstens zum großen Teile, eine Folge der Erziehung, der Lebensweise und der Vervollkommnung der Sprache sein, welchen der moderne Mensch unterworfen ist. Das anschauliche Denken der kleinen Kinder gleicht wahrscheinlich dem Denken der primitiven Völker. Es dürfte auch dem Denken der Tiere nicht fern stehen und ermöglicht keine so hohe Entwicklung, wie dies bei dem Denken in Worten der Fall ist, wodurch das Entstehen von Allgemeinbegriffen und Relationen erst zustande kommen kann. (Siehe Freud: Das Ich und das Es.)

Die Vorstellungen der Kinder und der Primitiven werden leicht mit der Wirklichkeit verwechselt, und es kann ihnen deshalb leichter eine unüberlegte Handlung passieren als Menschen, welche vorzugsweise in Worten denken. Es ist daher für die Kultur wichtig, daß das primitive Denken bis zu einem gewissen Grade ausgemerzt wird. Da man aber für alles bezahlen muß, so verliert man bei dem entwickelten Denken in Worten viel von der Frische und Spontaneität des primitiven Denkens. Einem Teil der Erwachsenen, z. B. Künstlern und Menschen, die in direkter Berührung mit der Natur stehen, glückt es jedoch, einen Teil davon zu bewahren, und während der Analyse entdeckt man oft, wie schon erwähnt, — und dies selbst bei anscheinend verstockten Buchwürmern, — daß der alte Kindersinn bewahrt geblieben ist und wieder ins Leben gerufen werden kann.

Varendonck hat in einer Arbeit, „Das vorbewußte phantasierende Denken“, erzählt, daß er, der sich selbst für visuell schlecht begabt hielt, sobald er durch seine psychoanalytischen Studien dazu veranlaßt wurde, seine Aufmerksamkeit auf die eigenen Vorstellungen zu richten, zu seinem Erstaunen fand, daß er das Vermögen besaß, in deutlichen visuellen Bildern denken zu können. Bei heftigen Gemütsbewegungen, bei Todesgefahr und ähnlichem geschieht es oft, daß die Gedanken eine lebende Gestalt annehmen. Dieses gilt auch für die Sprache, deren eigene Vorstellungselemente bei dem gewöhnlichen Denken oft nur andeutungsweise zum

Bewußtsein kommen. Freud berichtet in seiner Arbeit „Zur Auffassung der Aphasien" (1891) folgendes von sich selbst: „Ich erinnere mich, daß ich mich zweimal in Lebensgefahr geglaubt habe, deren Wahrnehmung beidemal ganz plötzlich erfolgte. In beiden Fällen dachte ich mir: ‚Jetzt ist's aus mit dir', und während mein inneres Sprechen sonst nur mit ganz undeutlichen Klangbildern und kaum intensiveren Lippengefühlen vor sich geht, hörte ich in der Gefahr diese Worte, als ob man sie mir ins Ohr rufen würde, und sah sie gleichzeitig wie gedruckt auf einem flatternden Zettel."

Es ist also klar, daß Menschen, die in gewöhnlichen Fällen auf einem Gebiete relativ schwache Vorstellungen haben, unter Umständen die Fähigkeit besitzen, denselben lebhafte Gestalt verleihen zu können. Was die Worte anbetrifft, ist nicht zu vergessen, daß sie teils Symbole für Vorstellungen darstellen, teils an und für sich Vorstellungen sind oder sein können. Um sie für das innere Auge bzw. innere Ohr usw. in anschaulicher Form vertreten zu lassen — eine Sache, der man ja bei den hier in Frage kommenden Störungen nachstrebt, sollten deshalb Methoden gleicher Art wie die bei anderen Vorstellungen angewendet werden können — also — wie ich schon hervorgehoben habe, ein direktes Einstellen auf die Vorstellungen. Man muß dabei mit kurzen, einfachen Wörtern anfangen und allmählich zu komplizierteren übergehen. Kann sich das Kind nicht einmal ein kurzes Wort vorstellen, so versucht man mit Buchstaben, geht auch das nicht, dann mit einem Viereck, Oval oder ähnlichem. Wenn auch dies nicht gelingt, läßt man das Kind einen dicken, schwarzen Strich ansehen, dann die Augen schließen und versuchen, sich zu erinnern, wie dieser aussah. Dieses ist bis jetzt noch in keinem Falle mißglückt. Darnach lasse ich eine Viertel- bis eine Minute verlaufen und bitte dann das Kind, sich den Strich wieder vorzustellen. Dann warte ich zwei bis drei Minuten und lasse es dasselbe nochmals wiederholen. Nun gehe ich zu Buchstaben über, erst *i*, dann *o* und darnach zu den übrigen, dann zu Wörtern mit zwei Buchstaben, zu längeren Wörtern, kurzen Sätzen usw. Das Kind muß vor seinem inneren Auge das Wort gedruckt, geschrieben, in verschiedenen Farben, Größen usw. sehen. Ich lasse es z. B. *m—a* lesen und sich dann vor dem inneren Auge vorstellen, wie die Buchstaben zu einer Silbe vereint werden und wie die entsprechenden Klangbilder gleichzeitig vor dem inneren Ohre zusammenschmelzen. Es muß, nachdem es sich das Ansehen des Wortes vorgestellt hat, die Buchstaben aufschreiben. Wenn das nicht glückt, muß es nach einem Vorbild schreiben und dann nach dem Bilde, welches es vor seinem inneren Auge sieht. Weiter muß es sich die Sprechbewegungen merken und dabei an die Bedeutung des Wortes denken, wobei man von Wörtern ausgeht, die bekannte Gegenstände bezeichnen, und es muß vor seinem inneren Auge das visuelle Bild jenes Gegenstandes hervorrufen, welches das Wort bezeichnet. Auf diese Weise wird es allmählich das Eigentum des Kindes.

Im Anfang geht es gewöhnlich recht langsam mit diesen Versuchen, aber gewöhnlich schneller, sobald die ersten Schwierigkeiten überwunden sind. Natürlich geht man Schritt für Schritt vorwärts und verläßt ein Stadium nicht eher, bevor es vom Kinde beherrscht wird.

Es ist ohne weiteres klar, daß man bei dem akustischen Typus das Hauptgewicht auf das Einprägen der Klangbilder legt. Man kann dabei wie bei der Untersuchung von Melodien ausgehen, oder wenn auch solche nicht im Gedächtnis vorhanden sind, von einem bekannten Signal usw. Bei dem motorischen Typus werden vor allem die Vorstellungen von Bewegungen geübt. Um es klarzumachen, was mit Bewegungsvorstellungen gemeint ist, ist es oft gut, mit Bewegungen in den Händen oder Füßen zu beginnen. Alle Übungen werden im Anfang mit geschlossenen Augen ausgeführt. Später muß das Kind lernen, sich auch mit offenen Augen sowohl visuelle wie akustische, bzw. motorische Vorstellungen hervorzurufen.

Manchmal ruft die Beschäftigung mit den Vorstellungen Angstgefühle hervor. In solchen Fällen muß man versuchen, der Ursache auf den Grund zu kommen, und erfährt gewöhnlich, daß gewisse Worte mit peinlichen Erinnerungen verbunden sind. Wie bei Stottern, bringt dies häufig eine Furcht vor sprachlichen Eindrücken überhaupt hervor. Wenn man das Kind beruhigen kann, wird die Hemmung oft mit einem Schlage gehoben. Bei Fällen, die den Neurosen nahestehen, wäre eine Psychoanalyse wohl zu empfehlen. Ich habe jedoch bei Fällen mit Lesestörungen nie Gelegenheit gehabt, eine solche auszuführen.

Mit der oben empfohlenen Behandlungsweise glückte es mir, das Lesevermögen bei dem erwähnten elfjährigen Knaben nach drei Monaten bedeutend zu verbessern. Meine Schüler haben mit derselben mehrere intellektuell Zurückgebliebene geübt und selbst bei diesen ein greifbares Resultat gewonnen. Ein normaler Anfänger lernte das Rechtschreiben so schnell, daß er in eine höhere Klasse überführt werden konnte. Ein dreizehnjähriges Mädchen, welches fast nichts lesen konnte, lernte nach einem Termin wenigstens einfachen Text lesen.

Ich gebrauche diese Methode auch bei Sprachstörungen, wie Stammeln und Poltern, mit gutem Erfolge. Hiebei ist es von Gewicht, Bewegungsvorstellungen und Klangbilder aufzufassen und in das Gedächtnis einzuprägen, sowohl die Klangbilder der Sprache anderer wie auch des eigenen Sprechens. Weiter kann man das Gedächtnis für Tonfall, Tempo, Muskelentspannung usw. üben. Beim Stottern ist besonders das letztgenannte von Bedeutung. Die gleiche Behandlungsweise kann man bei schlechter Haltung, falschen Stellungen der Glieder und anderem mehr verwenden. Ich selbst, die keine hervorragende Motorikerin bin, habe mir auf diese Weise eine Menge kleinerer Fertigkeiten angeeignet, welche mir früher unmöglich waren.

Ich erwähnte, daß der Anschauungsunterricht, welcher an den Schulen für Schwachbefähigte und nunmehr auch an anderen Schulen weite

Verbreitung gefunden hat, dazu bestimmt ist, die verschiedenen Sinne zu üben. Ich zweifle aber daran, ob mit demselben immer das gewünschte Resultat erreicht wird, denn es scheint mir, daß das ein allzu starkes „Nach-außen-gerichtet-Sein“ fördere. Die Kinder nun, um die es sich hier handelt, sind gewöhnlich nur zu sehr geneigt, ihre Aufmerksamkeit durch äußere Sinneseindrücke ablenken zu lassen. In unserer heutigen Zeit verleiten ohnedies viele andere Dinge, wie z. B. Kino und Radio, hiezu. Deshalb dürfte es nicht schaden, als Gegengewicht Übungen in Introspektion einzuführen.

Freud hat öfters hervorgehoben, daß die reizaufnehmende Schicht im Gehirn, welches die Wahrnehmungsfunktion vermittelt, ein System anderer Art zu sein scheint als die, in welchen die Dauerspuren — die Grundlagen des Gedächtnisses — gebildet werden. (Siehe: Jenseits des Lustprinzips, 1923, und Notiz über den Wunderblock, Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse, 1925.) Es scheint mir, daß man — wenn ich ihn richtig verstanden habe — vielleicht hierin eine Erklärung dafür finden könnte, daß es Individuen gibt, die, trotzdem sie Augen haben, nicht sehen, und obgleich sie Ohren haben, nicht hören.

Ich wage nicht zu behaupten, ob meine Behandlungsweise, die natürlich je nach Bedürfnis mit den oben erwähnten anderen Hilfsmitteln kombiniert werden kann, vollständig neu ist. Sicher hat z. B. ein Musiker oder ein Landschaftsmaler ähnliche Maßnahmen ergreifen müssen, um Melodien oder Naturszenen dem Gedächtnis einzuprägen. Die Hirschlaf'schen Ruheübungen schließen sicherlich ähnliche Momente ein. Weist meine Methode etwas Neues auf, so liegt dies wohl in der systematischen Einstellung der Aufmerksamkeit direkt auf die Vorstellungen und auf den Assoziationsverlauf sowie im Einüben derselben, und dann darin, daß das Verfahren auf dem sprachlichen Gebiete angewandt wird.

Ein Fall von Bettnässen

Von Ernst Schneider

Ich setze den Bericht über die Behandlung der kleinen Erna fort. In Heft 7/8/9 war die Rede von der Sexualforschung, die zuerst ganz im Vordergrund der Analyse stand. Über das Bettnässen, das die Mutter veranlaßte, mir das Kind anzuvertrauen, hörte ich in der Hauptsache nur von der Mutter. Nachdem in die Sexualforschung der Kleinen einigermaßen Ordnung gebracht worden war, erfolgte eine eigentümliche Reaktion. Erna ging mit ihren beiden Brüdern in den Garten und urinierte dort vor ihnen. Dasselbe wiederholte sie dann auf der Treppe, die zum Garten führt. Hierauf hörte das Bettnässen, das bis jetzt täglich

erfolgte, plötzlich auf. Erna blieb während mehrerer Wochen bettrein. Dann erfolgte ein Rückfall. Die Mutter hatte die Gewohnheit, jeden Abend, bevor sie ins Bett ging, das Kind aufzunehmen. Das mußte einmal unterbleiben, worauf das regelmäßige Bettnässen zurückkehrte. Der Ferien wegen war die Behandlung unterbrochen worden. Später hatte das Kind die bisherige Freude, zu mir zu kommen, um mir „Geschichten zu erzählen", verloren. Eine neue „analytische Situation" konnte von mir nicht hergestellt werden, weil die Mutter den Widerstand des Kindes unterstützte. Ich hatte den Fehler begangen, sie eingehend über den Verlauf der bisherigen Analyse zu unterrichten. Ich ließ mich durch das anfänglich verständnisvolle Mitgehen dazu verleiten. Jetzt schüttelte sie den Kopf zu den vielen „Absonderlichkeiten", die mir ihre Tochter erzählte. So mußte die Analyse leider Bruchstück bleiben. Ich möchte trotzdem versuchen, an Hand der Mitteilungen der Mutter und aus dem Analysenmaterial einen Einblick in die Entstehung und den Sinn des Symptoms zu gewinnen.

Erna war im zweiten Jahre bettrein geworden, im dritten erfolgten nur vereinzelte Rückfälle. Diese wurden häufiger, nachdem jenes nächtliche Aufschrecken eingetreten war, über das ich im ersten Artikel auf Seite 207 berichtete. Regelmäßiges Einnässen setzte nach der bald darauf folgenden Geburt eines Brüderchens ein. Jener pavor nocturnus scheint mit der kurz vorher erfolgten Abreise des Vaters in den Krieg in Beziehung zu stehen. Der Vater liebt seine Kinder sehr. In dem Alter, in dem Erna sich damals befand, kann ein Liebesverlust nicht so leicht ertragen werden. Es ist die Zeit, da die Natur eine Umstellung insofern anstrebt, als sie das Kind veranlaßt, seine Lebenslust immer stärker in Betätigungen, die es mit der Außenwelt in Beziehung setzen, statt in solchen am eigenen Körper, zu suchen. Wir können oft beobachten, daß bei der Versagung einer lustvollen Beziehung nach außen wieder auf die Organlust zurückgegriffen wird. Das Kind beginnt zu lutschen, es vergißt, sich aufs Töpfchen zu melden, es beginnt, am Genitale zu spielen, oder es erfolgt Bettnässen. Gelingt es dem Kinde selber oder der Erziehung, für den Verlust einen Ersatz zu schaffen, so hört die Verfehlung wieder auf, sonst aber kann sie sich leicht zu einem Fehler auswachsen, besonders dann, wenn eine vererbte Organschwäche die Tendenz hervorruft, ein Minus durch ein Plus auszugleichen, und so das Luststreben an dem betreffenden Organ verstärkt wird. Im Stammbaum Ernas konnten Bettnässer nachgewiesen werden. Der Liebesverlust beim Wegzug des Vaters macht eine Regression verständlich und ebenso die Ausbildung des Kinderfehlers, wenn wir bedenken, daß diesem Verlust bald ein anderer folgte. Nach der Geburt des Brüderchens mußte Erna die Mutter z. T. an dieses abtreten. Es ist bekannt, daß mancher Bettnässer sein Übel aus der Zeit eines solchen Ereignisses herleiten kann. Um die verlorene Aufmerksamkeit durch die Mutter wieder zurückzugewinnen, dürfte eine Gleichsetzung mit

dem Säugling versucht worden sein, der auch das Bettchen näßt und dadurch die Mutterpflege herbeiruft.

Von der Mutter weiß ich, daß sie bei Erna beobachtete, daß sie den Urin zurückzuhalten pflegte und sich durch den dadurch nötigen Schenkeldruck onanistische Lust verschaffte. Einen direkten Zusammenhang zwischen der Frühonanie und dem Bettnässen konnte nicht festgestellt werden, wie in einem anderen Fall, wo einem Buben zur Verhinderung der Onanie die Händchen ans Bett festgebunden wurden. Es trat dann Bettnässen ein, das genau so lange andauerte, bis er wieder die Hände frei bekam, um sich in den Schlaf zu „spielen".

Welche Bedeutung kommt nun dem nächtlichen Aufschrecken bei der Entstehung des Symptoms zu? Erna schrie auf, behauptete, ein Wolf sei im Zimmer, stieg ins Bett der Mutter, schmiegte sich an diese an, wurde durch die Kindsbewegungen der Schwangeren gestoßen, erklärte, der Wolf sei im Bett und ging dann wieder in das ihre zurück. Der Pavor wiederholte sich in den folgenden Nächten, blieb dann aus, während die Zahl der Rückfälle sich so mehrte, daß von Bettnässen als Fehler gesprochen werden konnte. Es macht ganz den Eindruck, als sei hier an Stelle des Angstanfalles die Urinentleerung getreten. Daß so etwas tatsächlich vorkommt, zeigen Beobachtungen im Kinderzimmer, wo die Kinder im Zustande der Angst leicht die gewonnene Herrschaft über die Schließmuskeln wieder verlieren. Es ist das „vor Angst in die Hosen machen". Wo die Angst anfallsweise auftritt, vermuten wir nach unseren Erfahrungen eine Hemmung einer bis jetzt gewohnten Liebesbefriedigung. Wir wissen, daß bei Erna durch den Wegzug des Vaters die Möglichkeit der Befriedigung des Zärtlichkeitsbedürfnisses stark herabgesetzt worden war. Wir würden also dazu kommen, anzunehmen, daß die oben beschriebene Regression den Weg über die Angst genommen hat. Es mag hier genügen, diesen Zusammenhang: Verlust eines Liebesobjekts — Stauung der Erotik — Angst — Ersatzbefriedigung, festgestellt zu haben. Nähere Begründungen dieser Folgeerscheinungen gibt die psychoanalytische Literatur.

Während der Analyse brachte Erna einmal einen Traum von Einbrechern, die dem Bruder den Geldbeutel stahlen. Sie machte dazu einige Andeutungen von Einbrecher- und Räuberangst, verließ aber dieses Thema sofort wieder. Es war ihr immer peinlich, sich in einer angstvollen Situation befindlich zu denken. Sie phantasierte daher solche immer um, wie das z. B. mit der Reiterszene der Fall war, die sie in der 8. und 13. Sitzung vorbrachte (S. 210 und 218). Solche Umstellungen standen regelmäßig im Dienste der Abkehr von der weiblichen in die männliche Rolle. Im Anschluß an die Traumerzählung ließ Erna allerdings durchblicken, daß sie sich fürchte, nachts aufzustehen, um ihre Bedürfnisse zu verrichten. Das mag nun vorerst einfach als Deckmantel für eine Bequemlichkeit angesehen werden. Jene Harnreizträume sind ja bekannt, in denen die Erledigung des Bedürfnisses den Schlaf hütet. Solche Träume führen

aber in den wenigsten Fällen tatsächlich zum Urinieren, wie ja die Kinder von einem gewissen, individuell verschiedenen Alter an bettrein durchschlafen. Wenn wir uns die von Erna erhaltenen Angstträume vergegenwärtigen, so dürften wir einen Einblick in den psychischen Inhalt der Angst bekommen und daraus vielleicht verstehen, warum sie ihr Bettchen nicht verläßt, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Im oben mitgeteilten Traum nehmen Räuber dem Bruder den Geldbeutel weg. In dem in der 3. Sitzung (Seite 205) vorgebrachten Traum, aus dem Aufschrecken erfolgte, kommt ein Wolf auf die Träumerin los und will ihr die Hand abbeißen. Sie reißt ihm aber die Zähne aus. Der Bruder Paul schlägt ihm ein Auge aus. Jenem Pavor, von dem die Mutter erzählte, der nach der Abreise des Vaters erfolgte, ging offenbar ein Wolfstraum voraus. Es gelang uns in dem früheren Artikel, hinter den Tieren und in ihren Beziehungen zu Erna einen zweifachen Sinn zu entdecken, die mit den Vorstellungen der Weiblichkeit und der Männlichkeit, mit der Mutter- und mit der Vateridentifikation zusammentreffen. Die Tiere berauben die Brüder des männlichen Vorteils und bedrohen das eigene phantasierte männliche Genitale, und dann sind sie jenen Männchen gleichzusetzen, die mit den Weibchen „böse" sind. In der Angst vor Räubern einerseits und in der vor Einbrechern andererseits kommen die beiden Tierbedeutungen auch dem Manne zu. Nach der Feststellung des Zusammenhanges: Liebesversagung — Angst — Bettnässen, und nachdem wir einen Einblick in den Inhalt der Angst genommen haben, stellt sich uns die Frage nach der Beziehung zwischen der Bedeutung der Angst und dem Sinne des Symptoms des Bettnässens. Wir sind es gewohnt, die Angst allgemein als Gefahrsignal zu verstehen und im besonderen als Affektspannung zwischen einem Wunsch und einem dagegenstehenden Verbot mit Straferwartung. Die beiden Hauptwünsche Ernas, ein Bube zu sein und, wie die Mutter, ein Kind zu bekommen, stehen einander feindselig gegenüber, leiden unter der Versagung und sind einzeln gefahrbedroht. In der 13. Sitzung (S. 218) behauptete Erna, wenn sie Reiter spiele, dann sei sie ein Mann, und meinte dann weiter, daß Knaben sich in Mädchen und Mädchen in Knaben verwandeln können. Ihre Identifikation mit dem Manne wird damit fortgesetzt durch die Kastrationserwartung bedroht. Die Träume geben uns darüber klare Auskunft. In der Zeitschrift „Imago", 1926, Heft 2/3, berichtete ich über den Fall eines gleichaltrigen Mädchens, bei dem die Kastrationsangst im täglichen Verhalten deutlich erkennbar war. Die Kleine wollte sich beim Baden nicht mehr auskleiden, war überhaupt auffallend prüde geworden, bekam eine unmotivierte Angst vor Hunden, der Verlust eines Schneidezahnes wurde stundenlang untröstlich beweint. Die Mutter, die mich um Rat anging, klärte ich über den Kastrationskomplex, den ich für das Verhalten des Kindes verantwortlich machte, auf und riet ihr, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, das Kind davon in Kenntnis zu setzen, daß Knaben und Mädchen als solche zur

Welt gekommen seien. Einige Tage später fragte die Kleine, als sie sich vor dem Spiegel die Haare kämmte: „Mammi, hatte ich damals, als ich noch ein Knabe war, auch blonde Haare?“ (Die Mutter hat blonde, der Vater dunkle Haare.) Jetzt erfolgte die Aufklärung durch die Mutter mit dem Erfolg, daß die übermäßige Prüderie und die Hundeangst schwanden.

Die Identifikation mit der Mutter ist bei Erna ebenfalls angstbeladen. Wir konnten wiederholt feststellen, daß sie mit der Vorstellung des Gewalttätigen verknüpft war, die anscheinend bei einer Belauschung intimer Beziehungen der Eltern, der Grundlage des Pavors, und bei Tierbeobachtungen erworben wurde. Dazu kommen noch die Angst und das Schuldgefühl, das durch die „Ödipuseinstellung“ hervorgerufen wird.

Um nun den Sinn des Bettnässens näher bestimmen zu können, wäre es erwünscht, Träume Ernas zu haben, die das Einnässen begleiteten. Ich unterließ es, direkte Fragen nach bestimmten Träumen zu stellen, einmal, weil ich aus wissenschaftlichem Interesse jede Beeinflussung vermeiden wollte, und weil anfangs jede Erwähnung des Symptoms ein großes Mißbehagen hervorrief und ich das ganze Interesse der Kleinen zur Erledigung der Sexualforschung nötig hatte. Es dürfte anzunehmen sein, daß bei Erna die gewöhnlichen Urinträume vorkamen, in denen eine normale Verrichtung des Geschäftes vorgetäuscht wird. Dazu träumen Bettnässerinnen gerne, daß sie wie Buben urinieren können. Das versuchen ja kleine Mädchen auch am Tage. Es kann aber auch der Urinstrahl die Vorstellung des Besitzes eines Penis erzeugen. So konnte ich aus der Analyse einer Dame ersehen, daß sie als Kind mehrere Versuche machte, um sich einen solchen zuzulegen. Einmal beobachtete sie bei einem Pferd das Hervortreten des Penis beim Urinieren. In der Folge verband sie nun beim Harnen das Herausströmen des Wassers mit der Vorstellung des Erscheinens des verborgenen männlichen Genitals, und der Strahl bedeutete dann für sie ein solches. Die Vorstellung dieses „Urinpenis“, wie sie ihn nannte, hatte sie auch bei der infantilen Onanie, wenn der Urin abwechselnd vorfloß und dann zurückgehalten wurde.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß bei Erna ähnliche Phantasien vorkamen. Wir wiesen schon darauf hin, daß der Urindrang die Auslösung onanistischer Bewegungen veranlaßte. Möglicherweise kann die eigentümliche exhibitionistische Handlung des Urinierens auf der Treppe und im Garten in Gegenwart der Brüder als ein Akt der Identifikation mit ihnen und der Einordnung in den „Männerbund“ verstanden werden. Es wird, was bisher nur der Traum gestattete, jetzt öffentlich ausgeführt.

Erna erzählte mir einen Traum, den sie auch der Mutter berichtete, mit der Bemerkung, daß sie, wenn sie ihn träume, das Bettchen naß mache. Das Eigentümliche daran ist, daß er sich durch keines der bekannten Urinsymbole[1] verrät. Ich habe ihn bereits Seite 209 mitgeteilt und will

1) Rank, Die Symbolschichtung im mythischen Denken. Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. (Internat. Psychoanalytische Bibl., Bd. IV) 1919.

ihn hier wiederholen: „Mein Lieblingshühnchen kommt zum Fenster hereingeflogen und klopft unten an der Bettstelle. Ich erwache, stehe auf, hebe es ins Bett und lege es an meine Seite so unter den Arm (drückt beide Hände an die rechte Brust). Dann ist's schön warm". Wir haben diesen Traum als deutlichen Zeugungs- und Geburtstraum angesprochen. Wir sahen im Hühnchen ein Symbol für das Kind, das an die Brust genommen und gestillt wird. Das Klopfen an der Bettstelle stammt von der Aufklärung durch die Mutter, daß das Hühnchen das Ei aufpickt. Das Hineinfliegen durch das Fenster ist, wie aus der analytischen Literatur genügend bekannt, eine bildliche Darstellung der Zeugung, resp. des Eindringens in den Mutterleib. Da uns Erna sagte, daß sie diesen Traum öfters beim Einnässen hatte, so müssen wir ihn als Körperreiztraum deuten, bei dem die Traumarbeit die Wahrnehmungen der Körperreize in die bildliche Darstellung von Zeugung und Geburt umdichtete. Wenn wir versuchen, die einzelnen Bilder der Abfolge der Urinreize zuzuordnen, so dürfte sich folgendes ergeben: Der die Haut überströmende warme Urinstrahl erscheint im Traum als Wärme beim Anlegen des Hühnchens an die Brust. Dabei bediente sich wahrscheinlich die Traumarbeit der Reproduktion eigener Erlebnisse aus der Säuglingszeit: Das Liegen an der Brust und das Einströmen des warmen Milchstrahles. Hinter dem Klopfen unten am Bett dürften wir den Urindrang vermuten, auch durch ihn hervorgerufene genitale Reize, wie sie ja auch tagsüber bei onanistischen Bewegungen erlebt worden sind. Das Erwachen und Aufstehen wird der wiederholten Ermahnung der Mutter entsprechen, bei Urindrang sofort aufzustehen. Im Hineinfliegen des Hühnchens sehen wird den Ausfluß des Urins aus der Blase mit dem nachherigen Zurückhalten = Klopfen. Als vermittelnde Vorstellung konnte hier auch die Kindern geläufige Annahme verwendet werden, daß bei der Zeugung ein Urinieren stattfinde.[1] Die Kenntnis des Samens fehlt beim kleinen Kinde. Das Hühnchen (Vogel) wird zum „Urinpenis". Aus ihm wird es später zum Kinde an der Brust.

Nach der Sage gab es im Altertum Traumdeuter, die einen Urintraum auch als Geburtstraum deuteten. Herodot erzählt die Kyros-Sage und berichtet den Traum des Königs Astyages, in dem er seine Tochter Mandane sah, „wie so viel Wasser von ihr ging, daß seine ganze Stadt davon erfüllt und ganz Asien überschwemmt ward". Nachdem er sie verheiratet hatte, träumte er wiederum, und zwar: „es wüchse aus seiner Tochter Schoß ein Weinstock empor, und dieser Weinstock überschattete ganz Asien". Nach Ktesias, dem Zeitgenossen Herodots, war es die Mutter des Kyros selber, die den Wassertraum sah: „Seine Mutter erzählte ihm den Traum, welchen sie gehabt, als sie ihn im Schoße getragen, und, die Ziegen hütend, im Heiligtum eingeschlafen sei: Es sei so viel Wasser von ihr gegangen, daß es einem großen Strome gleich geworden, ganz Asien überschwemmt habe und bis zum Meer geflossen sei." Die Traumdeuter

1) Vgl. hiezu die in Heft 7/8/9 Seite 271 unter 2) mitgeteilte Beobachtung!

legten dem Astyages seine Träume als Geburtsträume aus und weissagten ihm, seine Tochter werde einen Sohn erhalten, der ihn um Thron und Reich bringen werde.[1]

Nach Ernas Hühnchentraum soll das Bettnässen ihren Wunsch nach einem eigenen Kinde, dem sie jedenfalls seit der Geburt des kleinen Paul äußerst lebhaft nachhing, realisieren. Es ist jener Wunsch, der in den Angstträumen als bedroht erscheint. Wenn er nun glatt verwirklicht werden kann, so ist die Angst überflüssig geworden. Wir sehen damit, daß die Ödipuskonstellation der Spielzeit im Symptom des Bettnässens die früher besprochene Regression von der Objektliebe zur Autoerotik mitmacht, ihm gewissermaßen als neuen „Jahresring" auf einer weiteren Entwicklungsstufe anlegt. Die Regression erfolgt auf die Stufe, auf der man angstfrei „ohne Vater" und „ohne Mann" (Seite 206) ein Kind bekommen kann. Damit ist auch in der Zweigeschlechtigkeit dem Wunsche nach der Identifikation mit dem Manne (Vater) Genüge getan. Das Hühnchen repräsentiert auf der Stufe der Urinerotik Penis wie Kind, Männlichkeit wie Mütterlichkeit.

Die Tragfähigkeit unseres Materials und die Richtigkeit unserer Schlüsse vorausgesetzt, könnten wir die Entstehung und den Sinn des Bettnässens bei Erna folgendermaßen rekonstruieren:

1) Der Urinapparat war infolge hereditärer Organschwäche stärker empfindlich und verleitete zu vermehrter Lustgewinnung bei seinen Funktionen. Dadurch wurde auch die Ablösbarkeit zugunsten der Objektübertragung erschwert.

2) Nachdem der Vater in den Krieg einberufen worden war, führte der Liebesverlust zu erotischen Stauungen, die sich als Angst (Pavor) bemerkbar machten. In einer Regression wurde eine Ersatzbefriedigung gefunden und die Angst erledigt. Der Fehler wurde zur Gewohnheit, als bald darauf bei der Geburt eines Brüderchens ein weiterer Liebesverlust erfolgte.

3) Beobachtungen im elterlichen Schlafzimmer erzeugten Erregungsustände und bewirkten andererseits, daß das Zimmer „angstbesetzt" wurde. Daher lag die Versuchung nahe, das Zimmer zu meiden, nicht zur Harnentleerung aufzustehen, sondern sich lieber im sicheren Bettchen den Erregungen hinzugeben.

4) Nach der Geburt des Brüderchens, dem sich die Muttersorge zuwandte, machte sich das Bestreben geltend, die verlorene Aufmerksamkeit wieder zu erlangen. Sie wurde durch eine Gleichsetzung mit dem pflegebedürftigen Säugling zu gewinnen gesucht.

5) Mit der Geburt des Brüderchens begann die Sexualforschung, und es erwachte der lebendige Wunsch, auch ein Kind zu bekommen, wie die Mutter. Andererseits entwickelte sich eine starke Vateridentifikation. Die hier entstehenden Versagungen und Gewissenskonflikte (Angst- und

1) Rank, Der Mythus von der Geburt des Helden, 1909, S. 24.

Schuldgefühle) fanden eine Lösung nach hysterischem Muster im Symptom des Bettnässens, das einen „Urinpenis“ und ein „Urinkind“ lieferte.

Die Behandlung konnte aus äußeren Gründen nur so weit geführt werden, daß der unter 5) beschriebene Ring des Symptoms teilweise abgebaut, resp. die Sexualforschung in Ordnung gebracht werden konnte. Das quittierte Erna durch längere Bettreinheit. Eine weitere Behandlung hätte offenbar verlangt, daß die analytische Situation verändert worden wäre. Im ersten Teile der Analyse wurde diese durch das Interesse an der Sexualforschung, resp. die dahinter steckenden ungelösten Fragen unterhalten. Der zweite Teil hätte offenbar den Wunsch, vom Bettnässen befreit zu werden, als treibende Kraft einsetzen müssen. Leider wurden wir um die Möglichkeit einer analytischen Auflösung des Symptoms gebracht, und es blieb uns nichts anderes übrig, als eine solche gedanklich zu konstruieren. Der Versuch mag immerhin unsere Leser dazu veranlassen, ihre Beobachtungen anzustellen, Bestätigungen und Abweichungen zu sammeln und sie uns mitzuteilen.

Ein Experiment in einem Kindergarten

Von Mary Chadwick, London[1]

Zu Beginn des letzten Schuljahres entschloß ich mich, während sechs Monaten jeden Nachmittag eine Stunde einen Kindergarten für arme Kinder in meiner Nachbarschaft in London zu besuchen, wobei ich mehrere Absichten verfolgte:

1) eine Menge von kleinen Kindern zusammen in dem Alter zu studieren, in dem, wie man herausgefunden hat, Neurosen oder neurotische Charakterzüge, die man in späteren Jahren wieder feststellte, oft zuerst aufgetreten sind und, wenn möglich, zu ergründen, was bei diesen Kindern jetzt vorging.

2) herauszufinden, ob die Verdrängung in diesem frühen Alter so aktiv sei und dazu noch in einer Gesellschaftsklasse, von der man glauben würde, daß sie Verdrängungen weniger unterworfen sei.

3) die Rolle zu studieren, die die Eltern in diesen Fällen bei der Entstehung der Neurose, wenn eine solche sich zeigte, spielten; die Rolle der Familien mit einzigen Kindern und den Einfluß von Kindern auf ihre Lehrer und von Lehrern auf die Kinder.

4) den Eltern und Lehrern mit Rat beizustehen und den Kindern selbst, die es am nötigsten zu haben schienen, so viel als möglich zu helfen.

---

1) Aus dem englischen Original übersetzt.

Es waren durchschnittlich etwa 22 Kinder zwischen zwei und fünf Jahren, die die Schule täglich von 9 bis 4 Uhr besuchten. Beschäftigungen, bei denen die Kinder mehr oder weniger sitzen, füllen die Morgenstunden aus, wenn das Wetter es irgend erlaubt, draußen in einem großen Garten. Nachdem die Kinder um 12 Uhr Mittag gegessen haben, schlafen sie bis halb 3 oder 3 Uhr, dann spielen sie mit Spielsachen nach eigener Wahl bis halb 4, singen Lieder, trinken Milch und werden angezogen, damit ihre Eltern sie um 4 Uhr abholen können.

Als erstes scheint es, nötig zu sein, die Lebensgewohnheiten in den verschiedenen Elternhäusern kennen zu lernen. Einige der Kinder kommen aus sehr armen Straßen und spielen sonst im Rinnstein, während andere die Kinder von Polizisten, Kellnern, Arbeitern, Kutschern oder von Arbeitslosen sind, die von Frauen erhalten werden, die auf Arbeit ausgehen. Die Mütter dieser verschiedenen Gruppen von Kindern neigen dazu, andere mit Verachtung anzusehen, denen es schlechter geht als ihnen selbst, und sie sind gern bereit, über häßliche Worte oder schlechtes Benehmen zu klagen, die ihr Kind von einem andern aufgefangen haben soll. Der Snobbismus blüht!

Es ist ganz offensichtlich, daß Verdrängungen schon in diesem Alter und in allen Klassen gleich häufig auftreten, besonders unter den kleinen Mädchen, und dies vielleicht noch mehr in diesen Kreisen als in gebildeten, die jetzt anfangen, ihren Kindern mehr Ellbogenfreiheit zu geben. Einige von den Kindern sind angehalten worden, so still und ruhig zu sitzen, daß sie, wenn sie zum erstenmal in die Kleinkinderschule kommen, gar nicht zu spielen wissen. Sie sitzen nur da und sehen vor sich hin. Man fragt sich, ob die frühen Äußerungen der Intelligenz der Kinder und ihre Spielgewohnheiten nicht eine wertvolle kulturelle Errungenschaft seien, die dem Interesse der Eltern für die Kinder zu verdanken ist. Die Kinder, die im Entfalten freier Bewegungen zurückgeblieben sind, stehen auch hinter der normalen sprachlichen Entwicklung zurück. Dies bestätigt die Theorie von M. Delacroix, der in einem interessanten Aufsatz über die Sprachentwicklung des Kindes feststellt, daß Kinder, die fast ausschließlich sich selber überlassen sind, sehr spät sprechen lernen (Journal de Psychologie, Frühling 1924). Nicht nur fehlt diesen Kindern die Anregung, ihre Gedanken in der Sprache oder im Spiel auszudrücken, sie scheinen vielmehr gezwungen worden zu sein, möglichst lange unbeweglich und still zu sitzen, um auf diese Weise weniger lästig zu fallen. Jedes geringste Zeichen von körperlicher und geistiger Regsamkeit wurde offenbar unterdrückt. Vom elterlichen Standpunkt aus ist das „Nicht-lästig-sein" die höchste Form des Lobes, das sich ein Kind erringen kann. Das ist oft der Grund des Gehemmtseins in späteren Jahren. Es ließe sich aber auch annehmen, daß das, was zuerst für gründlich durchgeführte Unterdrückung gehalten wird, in vielen Fällen die Lethargie des fast gänzlich inaktiven Babys ist, das in einem Wägelchen oder in einem Kinderstuhl sitzt und nur ins Leere starrt oder

den ganzen Tag an den Fingern lutscht, weil es noch nicht begreifen kann, daß es noch etwas anderes zu tun gibt. Viele der Kinder, die in den Kindergarten eintreten, befinden sich in diesem unentwickelten, bewegungslosen Zustand, bleiben da sitzen, wo man sie hinsetzt, tun nichts, sprechen nicht oder können es nicht, haben keine Ahnung, wie man mit Spielsachen und mit andern Kindern spielt, lachen nicht und zeigen überhaupt keine Gemütsbewegung, höchstens weinen sie. Es sind hauptsächlich Kinder beschäftigter Mütter, die von ihren Kindern verlangt haben, still zu sitzen und keinen Lärm zu machen. Übrigens sind diese ruhigen, unentwickelten und früh gehemmten Kinder in der Kinderschule im allgemeinen weit mehr beliebt als die lebhafteren mit ausgeprägtem Charakter, die sich schon in der Weise entwickeln, daß ihr Ich das Es nicht bloß unterdrücken will, sondern sich mit ihm verbündet, so daß sie gemeinsam darum kämpfen, sich durchzusetzen, koste es, was es wolle. Es ist leichter, Einsicht in die pathologischen Grundbedingungen des geräuschvollen Knaben zu gewinnen, der jedermann, die Lehrer eingeschlossen, stört, als in die des kleinen Mädchens, das sich immer in eine Ecke verkriecht und es doch fertig bringt, jedermann in Unruhe zu versetzen, da seine außerordentliche Bravheit zum Vergleich mit dem Überströmen des normalen Lebensübermutes und der Energie der andern nötigt.

Es war geradezu verblüffend, bei der Diskussion, die meinen einleitenden Worten an die Mütter bei ihrem monatlichen Elternabend zu folgen pflegt, zu entdecken, daß die Mütter offen gestanden, sie wüßten nicht, wie sie die weitere Erziehung dieser Kinder handhaben sollten, wenn sie erst aus dem puppengleichen ersten Kindheitsstadium herausgewachsen wären. Sie hätten keine Ahnung, was sie ihnen sagen könnten. Und wirklich schienen viele von ihnen nie mit den Kindern zu sprechen, höchstens daß sie sich mit einem Tadel oder einer Drohung an sie wandten. Es schien diesen Müttern ein ganz neuer Gedanke zu sein, daß Kinder so behandelt werden könnten oder sollten, als ob sie Verstand und eine ihnen eigentümliche Intelligenz besäßen und daß Drohungen und Einflößen von Furcht als Erziehungsmittel untauglich seien und nicht Gehorsam erzielten. Ebenso wußten sie nicht, daß man den Kindern die Wahrheit sagen könnte an Stelle der Märchen, wenn ein kleines Kind daheim oder in der Nachbarschaft ankommt. Einige der Mütter neigten dazu, ganz verfrüht und in übertriebener Weise gute Manieren zu erzwingen und erstrebten dabei ein Maß von vollendetem Benehmen, das sogar das ihrige und das ihrer Männer übertraf, und dies mit dem Ergebnis, das Freud dort charakterisiert, wo er von zu schneller kultureller Entwicklung spricht, die sich bemüht, in einer Generation das zu erreichen, was normalerweise erst in mehreren vollendet wird. Die Mutter nörgelt unablässig und ruft dadurch beim Kinde einen Konflikt hervor, der noch durch die Einsicht verschärft wird, daß die Eltern die ihm aufgezwungenen Vorschriften selbst gar nicht einhalten. Daraus entwickelt sich dann ein Über-Ich (Persönlich-

keitsideal), das die Eltern ebenso wie das Selbst kritisiert und unter Nachahmung der Lehrer in der Schule umgekehrt die Eltern plagt mit eben dem Resultat, welches hervorzubringen sie sich so heftig bemüht haben.

Viele dieser Mütter sind ängstlich bemüht, ihre soziale Lage zu verbessern und halten auch ihre Kinder unablässig dazu an. Fast alle Kinder, die die Schule besuchen, scheinen zu Hause einen Familienkonflikt zu haben, und niemand denkt nur an die Möglichkeit, daß die sonderbaren und vielleicht gespannten Beziehungen zwischen den Eltern einen schädlichen Einfluß auf die Kinder haben könnten, weder der Lehrer, der Schularzt noch die Kindergärtnerin.

So finden wir:

1) Mütter, die es für richtiger halten, wenn ihre Kinder mit anderen zusammenkommen. Man fühlt, daß das in gewissem Grade Berechnung ist, denn sie geben zu, daß sie sich nicht mit den Kindern zu beschäftigen verstehen. Deshalb ist es für sie eine Erleichterung, die Kinder für den größten Teil des Tages los zu sein. Es sind dies häufig Mütter, die selbst einzige oder jüngste Kinder waren und so nie Gelegenheit hatten, kleine Geschwister zu hüten. Nun haben sie ein Kind und hoffen, daß sie kein weiteres bekommen werden. Es ist klar, daß das Kind ihrem eigenen Vergnügen und ihrer Bequemlichkeit im Wege ist und daß es bei schwerer finanzieller Lage als wirtschaftliche Last empfunden wird.

2) Mütter, die illegitime Kinder haben und auf Arbeit ausgehen müssen. In diesen Fällen entstehen leicht pekuniäre Schwierigkeiten. Dazu fühlt sich die Mutter mit ihrem Kind zurückgesetzt, was allerdings zu einer Verstärkung der gegenseitigen Bindung führt. Die Mutter muß auf die Liebe und den Schutz des Gatten verzichten, den Kindern fehlt der Vater, der eine bestimmte Seite ihrer Charakterbildung beeinflussen könnte: Ritterlichkeit und Identifizierung beim Knaben, Zuneigung beim Mädchen; es sei denn, daß der Vater — was aber selten ist — mit der Familie lebt. Kommt das vor, so sind natürlich die Unterschiede nicht so scharf ausgeprägt. Die alleinstehende Mutter ist doppelt auf die Liebe ihrer Kinder angewiesen; sie selbst bringt ihnen eine abgöttische Liebe entgegen, besonders einem Sohne. Oft hemmt sie dessen männliche Seite aus bewußtem oder unbewußtem Haß gegen den Vater. Scheinbar ist sie bemüht, die Kinder ebenso von der Gesellschaft anderer zurückzuhalten wie sich selbst. Dies ist mit ein Grund, daß die Kinder noch scheuer werden und von sich aus nichts zu tun wagen, während die Mutter möglichst in ihrer Hörweite voller Stolz sagen kann: „Wie unglücklich sind sie ohne mich!“

3) Mütter, die von ihren Männern verlassen worden sind und arbeiten müssen, um sich und die Kinder durchzubringen.

4) Witwen, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind und kleine Kinder haben.

5) Fälle, wo der Vater arbeitslos ist oder aus irgend einem Grunde

nicht für die Familie sorgen kann. Die Mütter müssen den ganzen Tag arbeiten, um ihr Heim zusammenzuhalten, und außerdem die Hausarbeit besorgen. Aus diesem Grunde und durch die Last der doppelten Arbeit, die auf der Frau ruht, entstehen beständig Reibereien und Zank.

Wir müssen bedenken, daß die Kinder immer mit ihren Eltern zusammen sind und alle ihre Streitigkeiten mit anhören müssen. Die Mutter schilt den arbeitslosen oder faulen Vater, der dazu oft noch fast den ganzen Tag im Wirtshaus sitzt und die Frau wegen ihres unablässigen Nörgelns mißhandelt und beschimpft. Man stelle sich nur vor, was für einen Eindruck es auf ein kleines Mädchen von sechs oder sieben Jahren machen muß, wenn der Vater die Mutter scheinbar totschlägt und wenn es dann nach einigen Tagen erfährt, daß man sie mit dem Kopf im Gasofen gefunden habe, selbst wenn es sie nicht selbst so gesehen hat und obwohl die Mutter sich wieder erholt. Unter diesen Umständen bildet sich zwischen Knaben und Mädchen ein größerer Unterschied aus, als man ihn sonst unter primitiven Menschen zu bemerken gewohnt ist. Man sieht es, daß die Mütter aus verschiedenen Gründen ihre kleinen Töchter und Söhne ganz verschieden behandeln. Der Knabe zeigt mehr Selbstbewußtsein und benimmt sich so, als ob ihm Liebe durchaus rechtmäßig zustände. Er hält es für selbstverständlich, daß die von ihm geforderten Dienstleistungen getan werden. Aus diesem Grunde ist er weit unselbständiger, aber andererseits auch ungehemmter als das kleine Mädchen. Sicher empfindet es dieses sehr früh, daß es sich jeden Liebesbeweis durch gutes Betragen oder eine sonstige „Leistung" verdienen muß. Das kleine Mädchen ist gewöhnlich ein Widerspiel der Mutter. Bei seinen Spielen bereitet es zahllose Mahlzeiten, sieht nach den Puppen, hütet kleine Kinder, hilft sich selbst oder andern, ist stolz darauf, wenn es selbst etwas leisten kann, obwohl es ja selbst noch abhängig ist von andern. Man kann sich darauf verlassen, daß es andern, die schwächer sind als es selbst, nichts tut. Der Knabe aber pflegt kleine Kinder zu necken und zu quälen, wenn er glaubt, man sehe ihn nicht oder es werde nicht herauskommen. Das mag von drei wichtigen Ursachen herrühren: von der Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, dem ungleichen Verhalten der Eltern gegenüber dem Knaben und dem Mädchen und der daraus folgenden wohlberechneten Erziehung. Die Schwere des Konfliktes, der aus den entgegengesetzten Idealen hervorgeht, welche dem Kind durch die Worte und die Taten der Eltern vor Augen geführt werden, ist klar ersichtlich. Man fragt sich, auf welche Weise dies alles das Über-Ich in den späteren Jahren beeinflussen werde, besonders bei den Kindern des alkoholischen und untätigen Vaters, der sich mit seinen „Feiertagen" brüstet und damit die schwer arbeitende Mutter verhöhnt und lächerlich macht, durch deren Schaffen doch das Heim erhalten bleibt und er und die Kinder ernährt und gekleidet werden. Das kleine Mädchen wird immer mehr eingeschüchtert, es verbirgt seine Gefühle unter einer tragischen Maske und

sucht gierig in der Schule einen Liebesbeweis zu erhaschen. Der Knabe aber bewundert den Vater ganz unverhohlen, auch wenn er ihn zuweilen fürchtet. Er hält ihn für mächtig und der Nachahmung würdig, erscheint Montags ebenso agressiv im Kindergarten, spielt sich auf und braucht dieselben Ausdrücke wie sein Vater. Gegen die Helferinnen, von denen er verlangt, daß sie sich um ihn bemühen, benimmt er sich genau so wie der Vater der Mutter gegenüber, wenn er von ihr eine Dienstleistung erwartet. Es ist bemerkenswert, daß die größten Prahler gerade die Kinder von Trinkern und Arbeitsscheuen sind. Meistens sind sie sehr unselbständig und vollkommen unfähig, die Worte, mit denen sie so prahlen und mit denen sie ihre Überlegenheit über Frauen und Mädchen betonen wollen, in Taten umzusetzen. Verlangt man einmal von ihnen, einen Beweis ihres Könnens zu erbringen und sich selbst zu helfen, statt für jede kleine Hilfeleistung jemand anderen zu bemühen, so nehmen sie sofort zur Ausrede Zuflucht, daß dies andere Menschen besser machen könnten und es auch gerne täten, oder daß es sehr unfreundlich sei, wenn niemand einem armen kleinen Kerl helfen wolle. Gewöhnlich erlisten sie sich durch eine Schelmerei die Freundlichkeit und die Zuneigung eines weiblichen Wesens, um sich über die Hilflosigkeit und Abhängigkeit hinwegzuhelfen, und meistens hat die Schmeichelei und die Bitte um Hilfe den gewünschten Erfolg.

Die Kinder zeigen ein auffallend scharfes Ahnungsvermögen, wie sie von den verschiedenen Helferinnen der Schule die Erfüllung ihrer Wünsche erreichen können, und wie weit sie da gehen dürfen. Einige der Helfer haben beträchtliche Erfahrungen mit Kindern, andere sind nur Amateure, die in den Kindergarten kommen, wenn sie nichts Interessanteres zu tun haben. Gewöhnlich haben sie keine Ahnung, was sie mit den Kindern anfangen könnten, und wenn sie eine Verwirrung unter ihnen angerichtet haben, werden natürlich die Kinder dafür bestraft. Diese verschiedenen Hilfskräfte üben einen außerordentlich starken Einfluß auf das Verhalten der Kinder aus, wie diese natürlich auch das Verhalten der Helfer beeinflussen. Beide haben ihre Lieblinge, spüren eine Abneigung gegen andere und wollen mit ihnen nichts zu tun haben, aber keines von ihnen hat eine Ahnung, warum dies so sein muß, und warum die Helferin eine bestimmte Art von kindlichem Verhalten als „Unart“ bezeichnet und um jeden Preis bestraft, während das Gleiche bei einem anderen Kind als Witz betrachtet und belacht wird.

Ich habe versucht, diese Lehrer und Helfer etwas über die Kräfte, die in den Eltern, in den Kindern und in ihnen selbst wirken, zu unterrichten und aufzuklären, doch weiß ich nicht, wie weit dies erfaßt worden ist. Die meisten von ihnen sind für die Aufklärung, daß sie vielleicht selbst das unerwünschte Betragen der Kinder heraufbeschwören, nicht zugänglich. Es ist ja so viel leichter und angenehmer, die Kinder für alles verantwortlich zu machen.

Überall gewahrt man die Bemühung, von den Kindern Besitz zu ergreifen. Wen soll das Kind am meisten lieben? Wer darf es für sich beanspruchen — der Vater oder die Mutter? Zuerst ist die Mutter von größter Bedeutung für den Säugling. Die innige Verbindung zwischen beiden erregt oft die Eifersucht des Vaters. Er nimmt an, daß die Mutter sich mehr um das Kind sorgt als um ihn und daß sie für dieses mehr bedeutet als er. So versucht er, Mutter und Kind einander zu entfremden, um die Hauptrolle zu spielen. Das Kind soll ihn fürchten und ihm gehorchen, wenn es ihn auch nicht liebt. Dann kommt die Lehrerin, die das Kind für eine Weile für sich beansprucht und es auf mehr oder weniger verletzende Art, je nach dem Grade ihrer eigenen unerfüllten Wünsche nach einem eigenen Kinde, liebt oder straft. Unausgesetzt wird das Kind einem doppelten Zweck dienstbar gemacht: es muß den Vater, die Mutter oder ein anderes Kind aus der Vergangenheit, die aktuellen Personen der Gegenwart, darstellen, und außerdem noch eine Art von Waffe in der Hand von irgend jemand sein, der mit seiner Hilfe etwas zustande bringen will, was sonst nicht vollbracht werden könnte. Die Mutter versucht, die Gewohnheiten des Mannes in andere Bahnen zu lenken, indem sie ihn anfleht, sich doch vor den Kindern nicht so gehen zu lassen. Der Vater sucht den Knaben womöglich unanständige Worte zu lehren, um seine Frau zu ärgern. Die Mutter, die in den Ehebeziehungen zu ihrem Manne keine Kameradschaft mit ihm genießt und für ihre Mühen nicht mit Liebe belohnt wird, versucht oft, ihre Liebesbedürfnisse an den Kindern zu befriedigen, sie liebt das eine und haßt das andere an Stelle anderer Personen und macht auf diese Weise das Kind zu einem Empfänger von zu viel leidenschaftlicher und abgöttischer Liebe und von vertraulichen Mitteilungen, die für das kindliche Verständnis ganz ungeeignet sind. Die Lehrerinnen, die in Kindergärten und ähnlichen Institutionen arbeiten, sind meist unverheiratet und suchen die Gegenwart von Kindern aus Motiven auf, die mit der eigenen Unbefriedigtheit zusammenhängen, was aber den Schutzbefohlenen keineswegs Nutzen bringt. Aus diesem Grunde wartet man auf den Tag, da alle, die sich mit Kindern beschäftigen, die Grundbegriffe der psychoanalytischen Entdeckungen beherrschen, besonders für Fälle, in denen das Gefühls- und Geistesleben des Kindes der Pflege bedarf, so daß nicht mehr das Glück der Kinder der Befriedigung der eigenen Wünsche geopfert wird. Die Fähigkeit muß erworben werden, den Eltern mit Rat beizustehen, damit die gesunde Entwicklung der Kinder nicht mehr gehemmt werde. Auf diese Weise könnte in solchen Schulen für die Kinder in ihrem eindruckfähigsten Alter von zwei bis fünf Jahren sehr viel getan werden.

Schlußfolgerung

Am Ende unseres sechs Monate dauernden Versuches kamen die Vorsteherin und ich zur Überzeugung, daß es für den Lehrkörper und die

Mütter von großem Nutzen war, daß ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, sich jederzeit in psychologischen und anderen Fragen beraten zu lassen. Die wenigen Minuten, die den Lehrpersonen zu Beginn und zum Schluß einer Stunde gewidmet wurden, wenn sich irgend eine Schwierigkeit oder Unannehmlichkeit gezeigt hatte, enthoben sie überflüssiger Erregung, die sich sonst auf die Eltern oder die Kinder entladen hätte. Dies hatte wahrscheinlich mehr Einfluß auf sie, als sie selbst merkten.

Fünfundvierzig Minuten wurden einem Kind gewidmet, das zur Zeit besonders hilfsbedürftig erschien, zuweilen wurde eines wochenlang Tag für Tag vorgenommen, zuweilen abwechselnd zwei Kinder. Es entstanden aber auch verschiedene Schwierigkeiten. Die andern Kinder wollten durchaus wissen, warum ich nicht alle vornehme und wann sie selbst an die Reihe kommen. Zuweilen zeigte sich bei den unerfahrenen Hilfskräften oder bei der Putzfrau eine Neigung, diese Stunde als eine besondere Behandlung hinzustellen und als Strafe für Unart anzudrohen, und ich mußte dem entgegentreten. Gelegentlich schien es, als ob nur eine ganz geringe Wirkung erreicht würde, und doch wurden, wenn ich auf diese Zeit zurückschaue, mehrere Kinder gebessert. Sie fühlten sich zu Hause und in der Schule wohler, vertrugen sich besser mit ihren Spielgefährten, schliefen besser usw.

Unartige Kinder[1]

Von Dr. Felix Boehm, Berlin

In einer mir bekannten Familie ereignete sich vor einiger Zeit folgendes:

Die Mutter erwartete mit Sehnsucht am Ende einer ungewöhnlich langen Schwangerschaft ihr zweites Kind. Dabei hatte sie, an und für sich korpulent, in dem Maße an Leibesumfang zugenommen, daß ihr Zustand unbedingt auffallen mußte. Eines Tages hatte ihr eindreiviertel Jahre altes Töchterchen seine Lieblingspuppe, namens „Hänschen", verloren; das Kind, welches in letzter Zeit mehr sich selbst überlassen gewesen war und insbesondere nicht mehr auf dem Schoß der Mutter hatte sitzen dürfen, wurde von beiden Eltern wiederholt und energisch aufgefordert, die verlorene Puppe zu suchen. Nach verschiedenen vergeblichen Bemühungen kam das kleine Mädchen zur Mutter zurück, schlug sie leicht mit dem Händchen auf den Leib und rief fröhlich aus: „Da ist Hänschen." Beide Eltern waren starr, entrüstet und suchten dem Kinde seinen vermeintlichen Unsinn unter Androhung von Strafen energisch auszureden.

---

1) Vgl. Freud: „Zur sexuellen Aufklärung der Kinder." Gesammelte Schriften, V. Band, S. 134 ff.

Eine Woche später traf ein schreiendes „Hänschen" im Hause ein; nach kurzer Zeit erschien die Mutter wieder in ihrer früheren Gestalt in der Wohnung, spielte mit ihrer „unartigen Tochter", nahm dieselbe einige Wochen später wieder auf ihren Schoß.

Mir scheint, das Kind war gar nicht so unartig, wie die Eltern glaubten; es hatte wohl seine erste selbständige geistige Arbeit geleistet, etwas erraten, was ihm nicht erklärt worden war. Ich denke, die scharfe Zurückweisung von seiten der Eltern, welche allen Grund gehabt hätten, wegen des Scharfsinnes ihres Kindes froh und stolz zu sein, muß das Kind enttäuscht und seine Freude an weiteren Forschungsversuchen verringert haben.

Wie können die Worte und Drohungen der Eltern gewirkt haben? Entweder mußte das Kind seine erste Entdeckung für falsch, ja, für verwerflich halten, wogegen sich sein Stolz auflehnen mußte, oder aber es versuchte bei seiner Ansicht zu bleiben und begann an der Aufrichtigkeit der Eltern ihm gegenüber zu zweifeln; dagegen mußte sich die Kindesliebe auflehnen. In diesem, in dem frühen Alter unlösbaren Konflikt konnte das Kind wohl nur einen Ausweg finden: die Erinnerung an den Vorfall zu verdrängen. Die immer stärker werdenden Folgen solch einer Verdrängungsleistung schildert uns Freud:[1] „Ich hatte einmal Anlaß, mich ärztlich um einen Mann, fast noch Knabe, zu kümmern, der nach der ersten unerwünschten Kenntnisnahme von den sexuellen Vorgängen die Flucht vor allen in ihm aufsteigenden Gelüsten ergriffen hatte und sich verschiedener Mittel der Verdrängung dazu bediente, seinen Lerneifer steigerte, die kindliche Anhänglichkeit an die Mutter übertrieb und im ganzen ein kindisches Wesen annahm. Ich will hier nicht ausführen, wie gerade im Verhältnis zur Mutter die verdrängte Sexualität wieder durchdrang, sondern den selteneren und fremdartigeren Fall beschreiben, wie ein anderes seiner Bollwerke bei einem kaum als zureichend zu erkennenden Anlaß zusammenbrach. Als Ablenkung vom Sexuellen genießt die Mathematik den größten Ruf; schon J. J. Rousseau hatte sich von einer Dame, die mit ihm unzufrieden war, raten lassen müssen: ‚*Lascia le donne e studia la matematica.*' So warf sich auch unser Flüchtling mit besonderem Eifer auf die in der Schule gelehrte Mathematik und Geometrie, bis seine Fassungskraft eines Tages plötzlich vor einigen scheinbar harmlosen Aufgaben erlahmte. Von zweien dieser Aufgaben ließ sich noch der Wortlaut feststellen: Zwei Körper stoßen aufeinander, der eine mit der Geschwindigkeit . . . usw. Und: Einem Zylinder vom Durchmesser der Fläche m ist ein Kegel einzuschreiben usw. Bei diesen für einen anderen gewiß nicht auffälligen Anspielungen an das sexuelle Geschehen fand er sich auch von der Mathematik verraten und ergriff auch vor ihr die Flucht."

In ähnlicher Weise dürfte sich die von unserem Kinde in so frühem Alter geleistete Verdrängungsarbeit im Laufe der Jahre immer mehr aus-

1) Freud: „Der Wahn und die Träume in W. Jensens Gradiva." Gesammelte Schriften, Band IX.

wirken; es wird vielleicht ein „artiges“, aber nie ein zu selbständiger Denkarbeit fähiges Kind werden.

Betrachten wir einen ähnlichen Vorgang bei einem etwas älteren, schon gehemmten Kinde:

Ein an einer schweren Zwangsneurose leidender Patient schilderte mir in einer längeren psychoanalytischen Behandlung folgendes Erlebnis:

„Alle früheren und, wie mir scheint, bedeutungsvollen Kindheitserinnerungen konzentrieren sich auf den Sommer, den wir in dem Vorort X. verbracht haben. Ich war damals als jüngstes Kind drei, mein Bruder fünfeinhalb, meine Schwester viereinhalb Jahre alt. Wir waren, was einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hat, viel allein im Garten, während meine Mutter sehr schwerfällig war, sich nie an unseren Spielen beteiligte und sich hauptsächlich im Hause aufhielt. Im Garten war eine Hecke von wilden Rosen, welche meine Mutter sehr gern hatte; fast täglich kam sie aus dem Hause, um die Rosen zu beschauen und, wie ich glaube, festzustellen, wie viele Knospen erblüht waren. Einmal überredete mein Bruder meine Schwester und mich, alle Knospen abzureißen, worauf ich teils mit großer Freude, teils mit schlechtem Gewissen einging; wir warfen dieselben in einen kleinen Schubkarren. Als meine Mutter das bemerkte, wurde sie sehr traurig und sperrte uns zur Strafe in einen leeren Hühnerstall; ich glaube, wir haben die Knospen darauf im Schubkarren fortgefahren und im Garten vergraben.

Gegen Ende dieses bedeutungsvollen Sommers wurde mein jüngster Bruder geboren; das war die dritte Schwangerschaft meiner Mutter gewesen, welche mein Bruder, der Anstifter des Streiches, beobachtet hatte.“

Auch diese Handlungsweise „unartiger Kinder“ bin ich geneigt, milder zu beurteilen, als die nach den Erzählungen meines Patienten im allgemeinen durchaus nachsichtige und ihre Kinder zärtlichst liebende Mutter es getan hat. Neben der trotzigen Auflehnung gegen die ihnen ungewohnte Interesselosigkeit haben die Kinder durch die Symptomhandlung[1] wohl auch ihre Mutter, ihnen selbst unbewußt, auf die Probe stellen wollen, wieweit sie an den Röschen hängt, wie wenn sie dieselbe hätten fragen wollen: „Würdest du traurig sein, wenn deine unter dem Herzen getragene Frucht sterben würde? Wärest du uns böse, wenn du wüßtest, daß wir diesen Familienzuwachs nicht wünschen?“ Der weitere Verlauf der analytischen Behandlung gibt mir recht: nach der im Frühherbst erfolgten Geburt eines jüngeren Bruders entwickelte sich bei meinem Patienten ein Grübelzwang, der ungefähr bis zum achten Lebensjahre anhielt, und dann im Laufe der Jahre eine lebenzerstörende Zwangsneurose; in der Behandlung kam der Patient immer wieder mit vielen deutlich erinnerten Deckerinnerungen auf den erwähnten Sommer zurück. Die äußerst schwierige Aufhellung derselben ergab das deutliche Resultat, daß er sich in diesem

1) Freud: „Psychopathologie des Alltagslebens.“ Ges. Schriften, Bd. IV.

Sommer besonders intensiv mit der Erforschung sexueller Probleme beschäftigt hatte, besonders nachts, aber es nie fertig gebracht hatte, seine Eltern um eine Aufklärung zu bitten. Nur in diesem Vorfall hatte er in versteckter Form zum Ausdruck gebracht, daß er den Sinn der Vorgänge um sich zu erraten im Begriff gewesen war. Ich glaube, wenn die Mutter in der Lage gewesen wäre, die verborgene Frage des Kindes zu erraten und freundlichst zu beantworten, die Kinder darauf aufmerksam zu machen, daß ein neues Baby ihnen ja nicht bloß Liebe entziehen müßte, sondern auch viel Freude ins Haus bringen würde, wäre das Leben meines Patienten anders verlaufen. Vielleicht hätte die Mutter, welche in ihrer Kindheit systematisch zur Prüderie erzogen worden war, bei eigener freierer Entwicklung auf die Frage kommen können, ob ihre Kinder, welche sie stets mit Liebe überschüttet hatte, nicht einen ganz besonderen Grund für die ungewöhnlich lieblose Handlung ihr gegenüber haben mußten?

Über kindliche Sexualforschung

und unsere Einstellung dazu

Von Dr. med. H. Behn-Eschenburg, Küsnacht-Zürich

(Aus einem Vortrag vor Lehrern)

Für das Problem der sexuellen Aufklärung am wichtigsten ist die Tatsache der kindlichen Sexualforschung. Diese beginnt bei ihrem ersten Auftreten in einer frühen Zeit und dauert als das sogenannte Fragealter bis zum fünften bis sechsten Lebensjahre unvermindert fort.

Alles mögliche und unmögliche wollen die Kinder in dieser Zeit wissen; aber im Mittelpunkt ihres Interesses steht die Frage:

Woher kommen die kleinen Kinder?

Erstens ereignet sich vielerlei, was die Frage anregt: die Ankunft eines neuen Geschwisters, eine Geburt in der Nachbarschaft, die damit verbundene Erkrankung der Mutter, dann alle die Beobachtungen an Tieren usw. Zweitens spürt das Kind sehr wohl die unsichere Haltung der Erwachsenen allen diesen Fragen gegenüber, ihre Verlegenheit und Abweisung; und dann hört es viele halbverstandene Bemerkungen und Gespräche und kommt so rasch zu dem Gefühl, daß da ein Geheimnis dahinter sei und nun hat es keine Ruhe mehr, es zu erfahren. Sehr oft wird es nun nicht mehr so einfach und direkt fragen, denn es hat die Ablehnung nur zu deutlich gespürt, und wird sich doch mit allem möglichen Wie und Warum und Wieso immer und immer wieder um des Rätsels Lösung bemühen, vielleicht je versteckter, um so hartnäckiger.

Möchten sich so viele Erwachsene einmal der Täuschung begeben, ihr Kind habe nie darnach gefragt. Zuerst hat es ganz bestimmt einmal gefragt.

Warum sollte es auch nicht?

Es ist ja im Grunde viel undenkbarer, daß es nicht fragt, als daß es eben einmal fragt. Es will alles wissen, es muß Auskunft haben über alles, was es sieht und erlebt; ganz genau wie es nach allem andern fragt, so sicher auch nach dem.

Warum es eine Sonne gibt, warum der Hund einen Schwanz hat, wann die Großmutter wieder ein kleines Mädchen ist, ob die Kühe auch schlafen und ob es der Mond ist, der bellt; warum soll es nicht auch fragen, woher das kleine Geschwister kommt, wo es vorher gewesen ist usw.? Das ist doch alles so furchtbar selbstverständlich. Auf einmal ist etwas da, da muß man doch wissen, woher es gekommen ist, von allen anderen Sachen will man es doch auch wissen oder kriegt es sonst erzählt. Oder vielleicht schon vorher die Frage, warum die Mutter so (schön) dick wird, oder warum die Mutter manchmal im Bett liegen muß und nicht mit dem armen Kindchen spielen kann. Gebe man sich doch einfach die Mühe, sich in das Kind hinein zu fühlen, dann wird man es auf einmal ganz unverständlich finden, warum das Kind gerade nach diesen Sachen nicht fragen soll, die es doch so nahe angehen, in seinen intimsten Lebenskreis hineinspielen. Es mag doch z. B. für ein Erstgebornes nicht ganz unwichtig sein, wenn auf einmal ein anderes da ist, so daß ihm nun ein guter Teil des Interesses der Erwachsenen entzogen wird, das bisher ihm allein galt.

Wer Kinder kennt, wird immer wieder in irgend einer Verkleidung das Suchen nach des Rätsels Lösung hören.

Wer aber allerdings die Fragen des Kindes nicht haben will, und das sind viele, der hat es mit der Zeit zu einem meisterhaften Überhören alles dessen gebracht, was an dieses Gebiet auch nur streift. Es ist eigentlich ganz unglaublich, wie ein ganzes Zeitalter, das von der Existenz all dieser Dinge beim Kind nichts wissen wollte, das Kind einfach als harmlos bezeichnete und diese Forderung von dem Kinde einfach erzwang.

Aber die Erwachsenen glauben wohl an die Harmlosigkeit der Kinder viel mehr als die Kinder selber. Denn die Auskunft vom Storch und alles andere Ausweichen und die anderen Märchen der Kinderstube stoßen beim Kinde viel, viel häufiger, als wir es wissen, auf Zweifel und Unglauben. — So paradox es klingt, man wäre oft versucht zu sagen, daß die Erwachsenen noch eher an den Storch glauben als die Kinder selber. — Es gibt ja da so viele Widersprüche: wie kann der Storch das Kindlein tragen, ist er stark genug dazu, wer bindet es ihm an? usw. Dann: wo holt er es her,

haben die Kleinen im Teich nicht zu kalt — warum holt er die einen im Teich, die anderen im Wald und wieder andere im Himmel? — Und warum sieht man ihn nicht durch das Fenster fliegen und warum beißt er die Mutter?

Mit dem Storch kann es wirklich nicht stimmen!

Und wieder jemand anderer erzählt, daß die Frau das Kind gebracht hat, die es zuerst baden kam, oder daß es in dem großen Haus gemacht wurde, wo die Mutter ein paar Tage krank lag. — Nie hört es ja nur die eine Geschichte, die Großmutter erzählt eine andere als die Tante. Wem soll man da glauben? Wie stimmt das alles zusammen? Und die Empfindung, von den Erwachsenen um die Wahrheit betrogen zu werden, wird sein Vertrauen schwer, ja oft dauernd erschüttern. Nicht selten greift es dann zum gleichen Mittel, stellt sich unwissender als es ist, täuscht seine Umgebung, damit sich die Erwachsenen nicht in acht nehmen und vielleicht eher etwas verlauten lassen, was das Rätsel lösen hilft.

Entsetzen wir uns nicht ob solcher „Raffiniertheit" des Kindes, denn wir selber waren es ja, die es dazu zwangen und die ihm noch das quälende Gefühl mitgaben, daß es nicht recht sei, daß es etwas wisse und noch mehr wissen wolle — aber was soll es tun? Es ist ja nicht fähig, diese Probleme von sich aus zu lösen, seine Erkenntnisfähigkeit ist begrenzt . . und doch ist es dringend, etwas zu erfahren; denn, wie gesagt, sind das Geschehnisse, die das Leben des Kindes sehr nahe angehen, ihre ganz unmittelbaren Folgen für es haben. Und man erzählt ihm doch auch, daß es einmal so klein gewesen sei, und da möchte es doch auch erfahren, woher es selber gekommen sei und wo und wie es vorher gewesen sei und ob es selber auch einmal ein Kindchen bekommen kann, und wann und wie es das bekommen kann.

Aber da werden auf einmal die großen Leute so merkwürdig, geben keine rechte Auskunft oder werden gar böse, wenn man sie fragt, werden verlegen und weichen aus. So, daß das Kind unfehlbar dazu gedrängt wird, hinter all diesen Dingen ein gemeinsames Geheimnis zu vermuten, von dem man nicht spricht, dessen man sich schämt, das auf jeden Fall etwas ganz Besonderes ist. — So hört es denn auf, direkt zu fragen, denn das ist ihm genugsam verleidet worden, aber es wird nur um so brennender auf allen möglichen Umwegen nach des Rätsels Lösung suchen. Die Erwachsenen haben ihm die Selbstverständlichkeiten versperrt.

Wenn ihm so die einfache Wahrheit vorenthalten wird, wenn es nicht mehr an das Storchenmärchen glauben kann, weil da zu vieles nicht stimmt, so muß es auf eigene Faust nun nach etwas anderem suchen — es entstehen verschiedene andere kindliche Sexualtheorien. Es nimmt dann vielleicht zuerst an, daß die Kinder davon

kommen, daß man etwas Besonderes ißt, dabei helfen ihm ja viele Märchen, wo z. B. die Königin einen Apfel ißt und dann ein Kind bekommt. Nahrungsaufnahme und Verdauung haben damit zu tun, zwei Dinge, die es wohl kennt.

Später, wenn es ihm einmal ganz klar wird, daß nur Frauen Kinder bekommen können, ist es gezwungen diese Theorie vom Essen wieder aufzugeben; sie bleibt dann nur noch dem Märchen erhalten. Aber daß die Geburt durch den Darm gehen müsse, daran hält es noch lange fest, auch wenn das mit dem Essen schon längst aufgegeben ist. Es gibt dann noch eine ganze Menge anderer Theorien: Zu einer Zeit treten die Krankheit und die Verletzung der Mutter in den Vordergrund; es kommen die Theorien vom Bauchaufschneiden, die Nabelgeburt usw. An die eine oder die andere dieser Theorien wird man sich wohl vielleicht noch selber erinnern oder hält im Unbewußten daran fest, und wohl alle haben ihren Niederschlag im Märchen gefunden, dieser Kindersprache der Völker. Wird das Kind größer, so merkt es, daß auch der Vater irgendwie eine Rolle spielen muß beim Kinderbekommen, und es schlägt sich mit der Frage herum, daß nur die Mutter ein Kind bekommt, die einen Vater hat. Anderseits stößt beinahe jedes Kind schon auf Kinder, die ihren Vater nie kannten, verstrickt sich da in Widersprüche und erhält oft dazu von Erwachsenen Antworten, die keine sind, und die durch ihre Merkwürdigkeit den Wissenshunger nur steigern.

Man kann sich gar nicht genug vorstellen, wie unerbittlich klar Kinder zu denken versuchen und an den sich widersprechenden Aussprüchen und Stellungnahmen der Erwachsenen herumarbeiten — aber das Kind kann wohl von sich aus die Rolle des Vaters nie erraten.

So stehen für das Mädchen jahrelang Schwangerschaft, Geburt und Kind im Mittelpunkte seines Interesses.

Die Fragen: „Woher kommen die Kinder?“ und „Wie kommt das Kind heraus?“ — ziehen seine größte Aufmerksamkeit auf sich.

Beim Knaben ist es etwas anders, ihn beschäftigt auch die Frage: wie kommt das Kind hinein.

Und die Möglichkeit, vielleicht bei Tieren eine Lösung des Rätsels zu finden, weckt eine starke Neigung, vor allem bei den Buben, sich mit Tieren zu beschäftigen. Wir können wohl die Zeit, da Kinder den Zeugungsakt an Tieren beobachten, kaum früh genug ansetzen. Aber was sich das Kind ausdenkt, um sich diese schwierigen Rätsel von Zeugung und Geburt zu erklären, und was es von Erwachsenen hört, das vergißt es später zu einem guten Teil wieder, es kann sich auf jeden Fall an vieles nicht mehr recht erinnern (Latenzzeit).

In der Vorpubertät, so mit 11 bis 14 Jahren, setzt dann ein zweites Fragealter ein. Die Kinder sind allerdings durch ihre Erfahrungen aus der früheren Zeit so eingeschüchtert und „belehrt“, daß

sie im gewöhnlichen Leben kaum mehr mit direkten Fragen zu kommen wagen. Erst wenn sie einmal zu jemand ein ganz großes Vertrauen gefaßt haben und ihrer Sache ganz sicher sind, brechen plötzlich alle die Fragen durch über die Rolle der Geschlechtsorgane, Zeugung, Schwangerschaft und Geburt. Über alle diese Dinge möchte das ältere Kind klare und bestimmte Auskunft haben. Es hat ja wohl alle die Fragen schon unzählige Male mit Altersgenossen erörtert oder im Lexikon heimlich nachgeschaut, aber mit schlechtem Gewissen und mangelhaftem Erfolg.

In diesem Alter kommt dann auch noch das Interesse und die Angst vor der Möglichkeit einer Erkrankung der Geschlechtsorgane dazu. Schuldgefühle wegen Onanie bedrängen die Kinder und lassen sie um ihre Gesundheit besorgt sein, und bei den Mädchen Vorgefühle der nahenden Menstruation.

Dies wäre in großen Linien der Verlauf der Sexualforschung, wie er sich in ähnlicher Art bei allen Einzelnen wiederholt.

*

Und nun unsere Einstellung zur Aufklärung, die sich aus dem Gesagten von selber ergibt:

Wann und wie die Aufklärung zu geschehen hat, dafür läßt sich ein bestimmtes Schema nicht geben. Denn ohne ein Kind genau zu kennen, wissen wir nie, was es schon weiß, was es beobachtet hat, unter was für Umständen und Verhältnissen es zu seinem Wissen gelangt ist. Und wir können ihm auch nicht von etwas sprechen, nach dem es noch nicht fragt. Es selber muß uns durch sein Wissenwollen den Weg weisen, und wir haben uns dann nur wieder an die eine Forderung zu halten, die der vollkommenen Wahrheit. Dies Auf-Fragen-Warten darf wiederum nicht zu wörtlich genommen werden; wir werden soundso oft bei einem scheuen Kinde merken, daß es gerne fragen würde und es nicht wagt, wir werden z. B. aus seiner Verträumtheit herausfühlen, daß etwas in ihm vorgeht, werden vielleicht merken, daß es sich mit der Onanie herumschlägt, usw. So kann also das Fragen auch im ganzen Verhalten des Kindes liegen, darauf müssen wir eingestellt sein und müssen dem Kinde durch liebevolles Entgegenkommen das Fragen ermöglichen.

Wenn es auch über die Rolle der Mutter zu Hause Bescheid erhalten hat, so erfährt es die Beziehung der Geschlechter doch meistens von den Kindern auf der Straße. Aber wenn wir das Kind nie belogen haben, wenn wir ihm jedesmal, auch schon als es ganz klein war, ehrlich und einfach auf seine Fragen geantwortet haben, dann wird es auch aus seinem sexuellen Interesse kein Geheimnis machen, es wird zu uns kommen und sich Klarheit verschaffen wollen und uns seine Zweifel wissen lassen, und

damit ist wohl das größte Stück seelischer Gefährdung vermieden.

Vielleicht lag es nicht in unserem Bereich, die ganze Aufklärungsarbeit selber zu tun, aber wir wurden doch immer wieder durch die Offenheit der Kinder auf Gefährdungen aufmerksam und konnten ihnen zuvorkommen oder sie wieder gutmachen.

Hier nun liegt auch die Art und Weise, wie die Schule an der Aufklärung mithelfen kann, indem der Lehrer gerade in jenen ersten Jahren die Rolle von Vater oder Mutter übernimmt, wo es diese vielleicht nicht konnten, wodurch er für das Kind zu dem Menschen wird, dem es vollkommen vertrauen darf, bei dem es auf Wahrheit hoffen darf, und an den es deshalb mit seinen Fragen zu gelangen wagt. — Aber das ist natürlich eine ganz persönliche Angelegenheit, die sich in Anlehnung an die Familie nur zwischen Lehrer und einzelnem Kind abspielen kann.

Ist das Kind aber einmal dem sexuellen Problem gegenüber offen und gerade eingestellt, war es nicht gezwungen, die ganze überlieferte Lüge mitzumachen, dann wird es auch in späteren Jahren allen diesen Fragen mit viel größerer Selbstverständlichkeit gegenüberstehen. Und dann ist auf dieser Grundlage eine ganz sachliche Belehrung in den entsprechenden Fächern (Naturkunde, Hygiene) das gegebenste, um den Wissensdrang der Kinder zu befriedigen. Das wird praktisch durchführbar sein, weil wir uns auf der angeführten Grundlage, aber nur dann, zumeist nur noch dem rein intellektuellen Wissensdrang der Kinder anzupassen haben und nicht mehr mit all den verbogenen und verklemmten Affekten rechnen müssen.

Daneben sollte das Kind immer die Möglichkeit haben, im Lehrer, wenn nicht in den Eltern, einen Menschen zu haben, an den es mit seinen persönlichen und mehr gefühlsmäßigen Nöten und Zweifeln gelangen kann, weil es bei ihm auf Verstehen und Wahrhaftigkeit rechnen kann.

In solcher Weise sollte sich das forschende Kind der Kenntnis der sexuellen Tatsachen nähern, damit es bei Eintritt der Pubertät affektiv und intellektuell sich mit seinem Menschsein und den daraus erwachsenden Pflichten und Forderungen auseinandersetzen kann. Sonst geht es, durch seine Unwissenheit beirrt, an vielem vorbei, bis es, zumeist in den Jahren der Pubertät, eine gewöhnlich unvollständige und herabsetzende Aufklärung erfährt, die nicht selten schwere schädigende Wirkungen äußert.

Hoffentlich zeigten die gegebenen Tatsachen, daß es eben nicht erst die Pubertät ist, die alle diese Fragen aufwirft, sondern daß sie alle mindestens schon einmal da waren, vor allem und am drängendsten in jener frühkindlichen Zeit, der dann jene Latenzzeit folgte, welche die Fragen wieder in den Hintergrund drängte, bis sie,

durch die körperliche Reifung von neuem aktiviert, wieder hervorbrachen. Und in dieser Pubertätszeit möchten dann alle diese Fragen wieder geklärt sein, aufgeklärt im richtigen Sinne des Wortes.

Die Art und Weise der Erledigung in der frühkindlichen Zeit hat tiefe Spuren hinterlassen und bestimmt in jeder Hinsicht Art und Weise des späteren Wiederauftauchens und damit auch die Möglichkeit der Erledigung. Für uns, als Ärzte, fällt der Schwerpunkt auf jene frühkindliche Erledigung.

Alles Spätere ist allzuoft nur ein Wiedergutmachen schon verpaßten oder verfehlten Eingreifens.

Und dazu wäre noch zu sagen: Die Erziehung des Kindes beginnt mit der Erziehung des Erwachsenen, und da kann immer wieder nur das eine betont werden, daß wir versuchen, wahr zu sein, zu verzichten auf die großen und kleinen Unwahrheiten des Erziehers. Zum Schwerwiegendsten auf diesem Gebiet der Lüge gehört aber die Lüge im Sexuellen, d. h. die übelangebrachte Verheimlichung und die übertriebene Strenge gegen kindliche Unarten. Lüge und Drohung der Kinderstube werfen ihre Schatten auf jede spätere Sinnenfreude voraus. In dieser einfachen Forderung nach Wahrheit liegt auch der Schutz vor Übertreibung, vor einem Aufdrängen, indem wir das Kind sich entwickeln lassen, nicht in seine Kreise eingreifen, sondern abwarten, was es uns bringt, ihm aber dann, immer seinen Möglichkeiten angepaßt, offen und einfach Antwort geben.

Wir müssen lernen, das Kind als solches zu nehmen, es auf allen Entwicklungsstufen als ein auf dieser Stufe fertiges kleines Ich anzuerkennen, es als Persönlichkeit zu achten.

Aber trotz alledem wollen wir ja nicht darauf verzichten, im Triebleben des Kindes dort Verdrängungen zu schaffen, wo die Realität es erfordert, aber — und das ist sehr wichtig — wir werden dem Kinde Zeit zur Anpassung lassen. Als Analytiker wissen wir gut genug, daß unsere ganze Kultur sich auf Verdrängung und auf Sublimierung aufbaut, und es war niemals die Analyse, die der berüchtigten Auslebetheorie das Wort geredet hat. Seelisch gesund ist nicht der ungehemmte Triebmensch, sondern der, der es versteht, sich der Realität anzupassen, die rechte Mitte zwischen Triebhemmung und Trieberfüllung zu halten.

Es ist klar, daß die sexuelle Erziehung nur Teil einer Gesamterziehung sein kann. Nach unseren Erfahrungen dürfte sie aber ein sehr wichtiger Teil sein, denn wir erreichen durch eine einfache und wahrhafte Sexualerziehung nicht nur eine natürliche Einstellung zu den sexuellen Problemen allein, sondern dadurch, daß nicht ein großer Teil der affektiven und intellektuellen Kräfte für eine heimliche Forschung

und ein Sichherumquälen mit diesen Problemen absorbiert wird, bleiben gewaltige Kräfte frei für die Entwicklung eines normalen Beziehungs- und Affektlebens und eines gesunden Verstandes. Die Bedeutung dieser Dinge ist wohl heute noch kaum abzusehen.

Wir kommen so durch die Psychoanalyse auf einem großen Umweg wieder zu dem zurück, was das Nächstliegende und unter gesunden Menschen sicher auch das Selbstverständliche ist. Es ist ja ein Ziel jeder einzelnen analytischen Behandlung, aus der Verkrampftheit und Gesperrtheit irgend einer Art zu der Gelöstheit und Natürlichkeit herauszuführen, die dem Kinde eigen war. Erhalten wir ihm diese, ersparen wir ihm die mannigfachen Umwege, so haben wir ihm damit ein wesentliches Stück seelischer Gesundheit gewährleistet.

*

Zum Schlusse möchte ich zusammenfassen:

I) Prinzipiell gehört die Aufklärung in die Familie, denn:

1) geschehen in ihrem Schoße die Dinge, die die Fragen auftauchen lassen,

2) werden diese Fragen schon vor der Schulzeit aktuell,

3) darf sich die Familie einer fundamental wichtigen Möglichkeit, das Vertrauen und die Liebe der Kinder zu gewinnen, nicht entäußern.

4) Zur Aufklärung selbst: Das Wie ist so wichtig wie das Was; es fordert, das Kind nicht zu belügen, sondern ihm durch liebevolles, verständiges Eingehen auf seine Fragen, seiner Fassungskraft gemäß, also einfach zu antworten; aber nicht aufdrängen, nicht aufklären wollen, sondern warten, und die Antworten den Fragen des Kindes anpassen.

II) Bei der Zerrissenheit und Unfähigkeit der heutigen Familie wird praktisch die Schule einen Teil der Aufklärung übernehmen müssen.

1) Die beste Lösungsmöglichkeit bietet eine Anpassung an die Verhältnisse in der Familie, d. h. die Aufklärung ist eine Vertrauenssache zwischen dem Lehrer und dem einzelnen Schüler. (Naturgemäß ist das für den Klassenlehrer einfacher als für den Fachlehrer.)

2) Durch eine solche Übernahme kann die Schule als Ganzes ungeahnt an Einfluß wie an Bedeutung gewinnen und im einzelnen der Lehrer durch seine Vertrauensstellung.

3) Massenaufklärung im engeren Sinne des Wortes läßt sich im Gegensatz zur Einzelaufklärung niemals rechtfertigen.

Anders liegen die Dinge, wenn es sich, aufbauend auf der vorangegangenen Einzelaufklärung und zu ihrer Ergänzung, um natur-

wissenschaftlich-biologischen Fachunterricht handelt, der dann auch sachlich und klar und ohne Vorbeireden die Probleme von Zeugung und Geburt behandeln kann.

* *
*

H. Zulliger in Bern stellte mir nach diesem Vortrage eine Anzahl Beispiele zur Verfügung:

Was 13- bis 16jährige Kinder über ihre Sexualforschung schreiben und wie sie über sexuelle Themen fragen:

W. B. 13jährig: Als ich vier- oder fünfjährig war dachte ich nach. Ich glaubte immer der Storch bringe der Mutter in der Nacht die Kindlein. Da fragte ich immer wie das gehe. Aber er sagte mir das gleiche wie die Mutter. Da studierte ich selber, da dachte ich bei den Tieren. Als ich bei einem Bauer war sah ich es bei den Kühen wie es geht von da an dachte ich nicht das der Storch die Kindlein bringe. Da dachte ich, als ich bei der Schwester im Bett war. Und wie so dann eine Fräulein und ein Herr zusammen Hüraten. Als größer war sagten mir die größern Knaben, daß die Eltern die Kinder selber machen. Und eine Hebame die Kinder aus den Frauen nehmen. Von dann habe es gewußt daß die Kinder im Bauch haben denn sie hatten einen größern Bauch als vorher.

A. G., 14jährig: Als ich sechs Jahre alt war fragte ich einmal die Mutter wo die Kinder herkommen, sie sagte vom Storch, da sagte ich es sei nicht wahr da sagte der Vater dich hat es ja vorher gehagelt. Dann glaubte ich das bis in die erste Klasse. Da kam meine Schwester in die Hoffnung. Da fragte ich nocheinmal. Sie wollten mir wieder sagen vom Storch aber ich glaubte das Einfach nicht mehr. Ich bin so im Zweifel gewesen ich habe nicht gewußt wem ich es glauben sollte den Eltern oder den Schulkindern. So ging es bis meine Schwägerin an die Reihe kam. Ich war dann viel bei Ihr. Da fragte ich die Mutter wieder als wir allein waren. Ich sagte sie solle mir doch die Wahrheit sagen ich glaube einfach nicht das sie der Storch bringe sie solle es mir doch sagen. Da sagte sie es endlich. Ich war ganz erstaunt ich fragte sie allerlei aber sie wollte mir keine Antwort geben über alles. Ich fragte woher das dann die Kinder in den Leib hinein kämen und wo sie hinaus kommen. Eine Zeitlang habe ich gemeint beim Bauchnabel. Aber ich weiß noch jetzt nicht recht wo sie eigentlich heraus kommen.

Ich habe gedacht ob die Frauen etwas trinken oder Esse das sie aufeinmal ein Kind bekommen kann. Aber da habe ich dann wieder gedacht warum das dann die Frau einen Mann habe sie könnte doch ohne Mann auch ein Kind bekommen. Da habe ich wieder gedacht das er für sie Sorgen könne. Ich habe auch noch gemeint man habe einen Mann das er ein ärgern könne. Meine Mutter hatte mir drum einmal gesagt als ich klein war ich solle nur nie einen Mann nehmen diese ärgern ein nur.

F. M., 13jährig: Als ich noch klein war mußte ich in das Lädelchen. Als ich heimkam konnte ich nicht hinein. Ich stellte die Sache ab und läutete. Es kam niemand hinaus. Am Abend ging ich nocheinmal da war es offen. Ich ging hinein. Die Stube war abgeschlossen. Den nächsten Tag konnte ich hinein da war ein Knabe in der Wiege. Ich fragte wo habt ihr in denn genommen. Der Storch ist gekommen. Ich glaubte es. Als ich in die erste Klasse ging hörte man von größern Kinder die Kinder kommen von der Mutter. Ich sagte es der Mutter. Mir hat ein Knabe gesagt die Kinder kommen von der Mutter. Die Mutter sagte nein. Ich glaubte noch immer der Mutter. Es sagten mir noch viele Knaben sie kommen von der Mutter. Ich sagte wie so nicht vom Vater. Der Vater geht immer auf die Arbeit wenn er ein Kind bekäme, so müßte er ja heim springen. Ich begriff es dann besser.

H. G. 14jährig: Ungefähr vom fünften bis sechsten Altersjahr fragte ich andere Kinder woher die Kinder kämen. Da sagte man mir die kommen vom Storch. Er trage sie auf dem Rücken daher und lege sie in einen Korb und beiße die Mutter in ein Bein da müsse sie noch eine Zeit im Bett liegen. Ich glaubte das fest. Einmal sagte mir L. S. ich solle das nicht glauben die Kinder kommen nicht vom Storch. Die Mutter bekomme die. Ja da dachte ich, wieso daß die dann Kinder bekomme. Da sagte es, wenn ein Mädchen zwölf- oder mehrjährig ist, bekommt es etwas. So Blut kommt heraus und wenn man mit einem Knaben verkehre, bekomme man ein Kind. Da hatte ich Angst. Ich kannte damals die Periode noch nicht. Hatte gleichwohl Angst und ging nicht in die Nähe der Knaben. Einmal im Kuttelbad als wir das Bäbi unter die Schürze nahmen sagte natürlich Frl. Sch. wir haben die Geburt aufgeführt. Ja, da dachte ich, woher denn die Kinder kommen. Ich hatte doch keine Ahnung von dem allem. Ich fragte dann die Mutter und sie sagte mir auch, die Frauen bekommen die Kinder. Ich dachte dann, die kommen bei der Bauchnabe heraus. Da kaufte mir die Mutter Büchlein (Hoppeler) da waren meine Fragen gelöst.

F. D., 14jährig: Als ich drei Jahre alt war, bekamen wir den Ernst. Da mußte ich bei Albert schlafen im Stübli. Der sagte mir, der Storch habe uns ein Brüderchen gebracht. Als ich am Morgen aufging, ging ich, um es zu schauen. Da kam eine andere Frau um mich anzuziehen. Da ging ich zur Mutter und fragte, wo es ihr weh tue. Sie sagte: „Der Storch hat mich ins Bein gebissen" Also, ich glaubte das, bis ich in die dritte Klasse ging. Da war ich einmal krank. Da gab mir die Mutter zum Zeitvertreib das Doktorbuch. Als ich dort hinkam, wo die Kinder waren, rief ich der Mutter: „Komm schnell!" Sie kam. Da fragte ich sie, wieso die Kinder so in dem Bauch seien, wenn sie doch der Storch bringe. Sie ging und sagte, mir, sie wisse es selber nicht. Da, als ich in die vierte Klasse ging, ging ich einmal mit Martha und Greti in den Wald. Auf einmal kamen sie auch auf das. Sie sagten: „Ob ich es schon wisse". Da sagte ich nein, die Mutter sage immer, der Storch bringe sie, aber ich glaube es einfach nicht, ich habe ihn gar nicht gesehen. Da sagten sie, ich sei noch zu jung. Da sagte ich immer, sie sollen es mir doch sagen. Da sagten sie mir von dem Blut. Da fing ich so recht an studieren. Anfangs dachte ich die Frau (Hebamme) bringe sie in der Tasche. Dann aber auch das verschwand. Da einmal fragte ich die Tante, aber die wollte es mir auch nicht sagen. Da hatte ich es von den Schulkindern vernommen. Aber bis jetzt sagte mir die Mutter nichts. Der Vater hat gesagt, er sage es mir jetzt dann. Da sagte ich, ich wisse es schon lang.

W. J., 13jährig: Ich war etwa zwei Jahre alt, als die Mutter wieder ein Kind bekam. Dann durfte ich nicht in die Stube. Ich weinte als Frau K. kam und fragte sie, ob sie die Mutter töten wollen. Dann mußten sie lachen. Sie sagten der Storch sei durch das Kamin gekommen und habe der Mutter ein Schwesterchen gebracht und befor er fort sei habe er die Mutter ein großes Loch ins Bein gebissen, jetzt sei sie krank und habe Fieber darum könne ich nicht hinein. Dann dachte ich das könne nicht sein, ich hätte doch den Storch sehen müssen und er wäre nicht durch das Kamin hinab gekommen mit seinen Flügeln und wenn sie gekocht hätten wäre er ja erstickt. Dann dachte ich nach wie die Kinder kommen können. Da kam mir in den Sinn die Mutter lege ein Ei, und der Vater nehme es und gehe in den Wald und lege es in ein Rabennest dann gehen sie alle Abend in den Wald und horchen ob sie das Mädchen schreien hören und wenn es schreie gehe der Vater wieder hinauf und nehme es herunter. Dann dachte ich, aber wieso bekommen denn die Männer keine Kinder. Da kam mir in den Sinn, daß die Mutter dem Schwesterlein die Brust gab dann war es heraus, und die Männer bekommen keine Püggi. Ich hatte das einmal an einem Abend gehört wie es die Kinder gibt, nämlich unser Vater und J. G. machten Musik und als sie nicht mehr machten erzählten sie solche Witze, seitdem wußte ich es und kam immer nach wenn sie wieder Witzen erzählten.

BEOBACHTUNGEN AN KINDERN

Kindliches Zeremoniell zur Umgehung der Gewissensreaktion

Mitgeteilt von Hans Zulliger, Ittigen (Bern)

In meiner Klasse ließ ich letzthin mündliche und schriftliche Erhebungen über kindliche Diebstähle machen. Ich wollte mir damit die lebendige Grundlage schaffen zur Besprechung des Sittengebotes „Du sollst nicht stehlen!".

Ganz unerwarteter Weise fand ich unter den Aufsätzchen folgenden Bericht:

Das Hörnchen

Mein Freund Paul A. hat ein Velo, aber es war kein Hörnchen (Hupe) daran. Er sagte, er müsse eines kaufen. Einmal ging ich zu der Wirtschaft X. hinauf. Dort stand ein Automobil, und es hatte ein schönes Hörnchen. Ich dachte, das machte sich gut an Pauls Velo, und ich könnte da etwas verdienen.

Schnell sagte ich das Sprüchlein her:

„Der Her isch nit mit dir,
Und du chunnsch jetz mit mir!
We d'nit louffe chasch,
So trage di!"[1]

Dann schraubte ich das Hörnchen ab und verkaufte es dem A. für einen Franken. Er fragte mich, woher ich es habe. Aber ich sagte ihm, das gehe ihn nichts an. „Die Hauptsache ist, daß du jetzt ein Hörnchen hast!"

Da wollte er damit hornen, aber es machte immer:

„Pole — gschtohle!
Pole — gschtohle!"[2]

Da durfte er es nicht anschrauben, und wir machten dann den Gummiball los und spritzten die Kinder auf der Straße. Das Horn kaufte ich für fünfzig Rappen zurück und brauchte es zum Warnen, wenn ich schlittelte (rodeln). Max P., 13j.

Ich fragte Max, woher er das Sprüchlein wisse, und bekam zur Auskunft, eine Bettlerin habe es ihm einst mitgeteilt. Wenn man es hersage, so „mache es einem nichts". Auf meine Frage, wie dieses „mache es einem nichts" gemeint sei, erklärte mir Max, dann könne einen das Gewissen nicht plagen — ihn habe der Diebstahl weiter nicht behelligt, hingegen Paul. Das sei wegen des „Zaubersprüchleins" gewesen, daß ihn das Gewissen nicht verschlug. Mit dem Gummiball sei hernach Fußball gespielt worden, bis er verloren ging, und das Hörnchen sei bei einem Schlittenzusammenstoß zugrunde gegangen.

*

1) Dein Herr ist nicht mit dir, / Und du kommst jetzt mit mir! / Wenn du nicht gehen kannst, / So trage ich dich!

2) Paul — gestohlen! „Pole" ist Dialektausdruck für Paul, frz. „Paulet".

Der Bericht meines Schülers zeigt auf einfachste Weise, daß das Zeremoniell eine Gegenreaktion gegen den Gewissensanspruch bedeutet. Der Dieb entgeht durch den Zauberspruch, den er vor sich hinsagt, der Bedrängung durch das Gewissen und kann seinem egoistischen Wunsche Folge leisten.

Der „Herr" (des Hörnchens) wird gleichsam verantwortlich gemacht, daß dieses wegkommt, weil er es nicht behütet. Die Schuld wird durch den Spruchzauber verschoben. Die Befriedigung des Triebanspruches wird ermöglicht und der Anspruch des Ichs außer Kraft gesetzt.

Der Diebeszauber gemahnt in seiner Form an gewisse Äußerungen im Krankheitsbilde der Zwangsneurose, wo wir häufig Handlungen — Zwangshandlungen — antreffen, die den Sinn von Gegenmaßnahmen haben. Diese Gegenmaßnahmen richten sich bald gegen die Triebwünsche, bald gegen die Ansprüche eines allzu herrischen unbewußten Ichs. Dort, wo eine Form gefunden wird, welche sowohl dem Triebe als dem Ichideal entgegenkommt, könnten wir sie als „vollkommen" bezeichnen, weil sie den Behafteten vor der Angst bewahrt.

Ähnlich ist es mit dem Zauberspruche unseres Max. Er beruhigt ihn, und er kann seinem Triebe doch folgen. Er stiehlt, weiß, daß er stiehlt, will kein Dieb sein, und es gelingt ihm durch die Fiktion des Zauberspruches, die Bewußtheit seiner Eigenschaft als Dieb vollständig zu entkräften und abzuschwächen.

Der Gewissensanspruch gelangt dann später doch zum Ausdruck. Der Ton des Hörnchens, der sich überschlägt, wird von den beiden Jungen als „Pole — gschtohle!" gedeutet. Das hat als Wirkung, daß die beiden Kumpane das „Hörnchen" zerstören, so daß es kein Wertobjekt mehr bedeute. Der Franken wird geteilt, und wie ich später vernahm, ist er für Eß- und Rauchwaren noch am gleichen Tage gemeinsam verbraucht worden. Paul wußte wohl, daß man Diebsgut nicht kaufen darf. Daß er seinen Kameraden beim Kaufe frägt, woher dieser das Hörnchen habe, zeigt gut, daß er die Herkunft bereits erraten hat. Indem er Diebsgut kauft, macht er sich zum Mitschuldigen. Darum wagt er es nachher nicht, die Hupe an seinem Fahrrade zu befestigen.

*

Es ist wohl für jedermann unschwer ersichtlich, daß es eingehender und komplizierter Maßnahmen bedurfte, um Max bei seinen Diebereien erzieherisch beizukommen. Strafe im Sinne der Abschreckung und Einschüchterung hätten hier nicht nur nichts genützt, sie hätten das Zutrauen zum Lehrer völlig zerstört. Es mußte die Suggestion des Spruches und der Bettlerin als seines persönlichen (autoritativen) Vertreters unwirksam gemacht werden. Sehr wahrscheinlich hatte das triebhafte Wesen der Frau einst bei Max zur Bildung seines Ichideals beigetragen; er identifizierte sich mit ihr. Warum er das konnte, können wir nur erraten: sie kam wohl seinem eigenen noch sehr triebhaften Wesen entgegen. Eine Änderung im Charakter des Jungen konnte nur auf dem Wege bewerkstelligt werden, daß ihm via Übertragung ein wertvolleres Ichideal aufgepropft wurde. Freud weist in seinen Arbeiten „Zur Einführung des Narzißmus" und „Massenpsychologie und Ichanalyse" nach, wie sich das Ichideal

bildet, und der psychoanalytisch orientierte Lehrer kann daraus Schlüsse ziehen, was er in einem Falle wie bei Max zu tun hat. Als geliebter Führer einer „Masse" (Schulklasse) wird es ihm nicht allzuschwer, sein Ideal — hier die Ehrlichkeit — zum Ideale der Geführten zu machen. Psychoanalytisch orientierte Besprechungen unter vier Augen werden den geplanten Entwicklungsprozeß erleichtern und fördern.

Ein Dieb wie Max ist noch kein „verlorenes" Kind.

Dauernde Nachwirkung eines Erziehungsfehlers

Von Dr. Erich Fromm, Heidelberg

Welche Bedeutung ungeschicktes Verhalten der Mutter dem kleinen Kinde gegenüber für dessen spätere charakterliche Entwicklung haben kann, mögen folgende beiden Beispiele zeigen:

Eine 25jährige Analysandin leidet darunter, daß sie dann, wenn sie auf Fragen etwas antworten soll (z. B. bei Unterhaltungen oder im Examen), gewöhnlich versagt und kein Wort herausbringt. Andererseits aber muß sie bei Gelegenheiten, bei denen es ihr erwünscht wäre, zu schweigen, die Dinge heraussagen, und sie kommt dadurch oft in die unangenehmsten Situationen. Ganz ebenso geht es ihr mit Gefühlsäußerungen. Sie ist außerstande, ihrem Manne gegenüber Liebes- und Dankbarkeitsgefühlen, auch wo sie sie intensiv empfindet, Ausdruck zu geben, während sie ihm alle häßlichen und feindseligen Gefühle mitteilen muß, obwohl sie es durchaus vermeiden möchte. In der Analyse wird ihr diese Verhaltungsweise zusammenfassend beschrieben: Sie könne überhaupt nichts von sich geben, wenn sie es solle oder die Realität es fordert, lasse aber alles zur unrechten Zeit heraus. Sie bringt darauf spontan folgenden Einfall: „Ich erinnere mich an eine Situation aus meinem zweiten oder dritten Lebensjahre. Ich sitze auf dem Töpfchen und meine Mutter sagt mir: ‚Wenn du jetzt nicht gleich etwas machst, schlage ich dich.'"

Die Mutter versuchte dem Kinde allzu streng das Einhalten gewisser Zeiten zur Entleerung aufzuzwingen, bevor bei ihm noch die psychische Bereitschaft dazu vorhanden war. Die Gewöhnung an Reinlichkeit und regelmäßige Entleerung geschah nicht der Mutter „zuliebe", sondern aus Furcht vor ihren Schlägen, und ein trotziges Zurückhalten, von Angst vor den daraus erwachsenden Unannehmlichkeiten begleitet, ist zum Bestandteil des Charakters des erwachsenen Menschen geworden.

Eine andere Analysandin klagt über ganz ähnliches. Auch sie ist unfähig, ihren Meinungen und Gefühlen Ausdruck zu geben, wenn sie es möchte; sie empfindet jede Frage und Aufforderung als Angriff und fühlt sich vergewaltigt, wenn man ihr doch eine Äußerung entlockt hat. In der Analyse stellt sich heraus, daß die Mutter, als die Analysandin noch ein kleines Kind war, sich jeden Abend zu ihr ans Bett setzte und von dem Kinde verlangte, ihr zu „beichten", d. h. alles zu erzählen, was es am Tage etwa Böses gedacht oder getan hätte. Wenn sich das Kind weigerte, wurde es von der Mutter damit bestraft, daß sie so lange überhaupt nicht mit ihm sprach, bis

es sich entschloß, wieder zu „beichten“. Diese frühe Vergewaltigung durch die Mutter erlebte das Mädchen im späteren Leben, in allen Aufforderungen, zu reden und sich zu äußern, wieder, und die Unfähigkeit, dies zu tun, ist beträchtlich von dem verkehrten Verhalten der Mutter mitbestimmt.

Identifikation eines zehnjährigen Knaben mit der schwangeren Mutter

Von Dr. med. Helene Piutti, Auggen in Baden

Hans ist zehn Jahre alt, als erstes Kind einfacher, intelligenter Eltern in natürlichen urwüchsigen Verhältnissen in Holländisch-Indien aufgewachsen. Er hat drei jüngere Geschwister, an deren Wachsen und Werden er kindlich regen Anteil genommen hat. Jede weitere Schwangerschaft seiner Mutter hat er mit größerem Interesse beobachtet und hierbei auch von den Eltern jeweils seinem Wissensdrang entsprechende Aufklärungen erhalten. Vor der Geburt seines jüngsten Brüderchens hat er — damals sieben Jahre alt — sehr häufig sich erbeten, „das Ohr auf Mutterles Leib legen“ zu dürfen, und hat sich „an den Herztönen nicht satt hören“ können. Jeder Gedanke und jedes Wort fast drehten sich um das zu erwartende Kind, so wie nach dessen Geburt Sinnen und Sorgen um das Befinden der Mutter, die er mit aller Sorgfalt hegte und pflegte, ihr hundert kleine Freuden und Aufmerksamkeiten erwies und sich ständig erkundigte, ob „es noch sehr weh täte“ — „sie noch sehr matt sei“ usw.

Seit zwei Jahren nun lebt die Mutter mit den Kindern in Deutschland, der Vater ist nur selten zu kurzem Besuch anwesend. Hans ist in ausgeprägtestem Maße ein kleiner Ödipus. In seinem Wesen vereinigt er eine eigentümliche Mischung von Kindlichkeit und Frühreife, wie dies häufig bei Knaben zu beobachten ist, die als Älteste von mehreren Geschwistern ohne Vater aufwachsen.

Zurzeit ist die Mutter im siebenten Monat guter Hoffnung. Hans hat noch mit keinem Worte diesen Zustand gestreift oder sich etwa an der Unterhaltung beteiligt, wenn diese sich, wie jetzt häufig zwischen Mutter und jüngeren Geschwistern, mit dem bevorstehenden freudigen Ereignis beschäftigte. Er „hängt“ mehr als je an seiner Mutter, scheint aber uninteressiert an ihrem Befinden. Er ist ganz erfüllt von allerhand technischen Problemen (der Vater ist ein befähigter Elektroingenieur). Er bastelt, baut, schnitzt, konstruiert, entwirft Pläne; jede freie Minute wird ausgenützt. Und wenn ihm etwa eine Pistole, ein Flieger, ein Kran oder dergleichen als Modell nach eingehenden Zeichnungen und Vorarbeiten gelingt, so ist er ganz beglückt.

In letzter Zeit nun „wurde er blasser und blasser, der Schlaf war unruhig, offenbar häufig durch Träume gestört, der Appetit ließ merklich nach, es waren nur einige wenige Speisen, die das Kind widerspruchslos zu sich nahm, der Stuhl war ganz unregelmäßig, meist verhalten“. Er klagte häufig über Kopfweh, Bauchweh, allgemeines Unbehagen. Eine große Mattigkeit prägte sich in seinen Zügen aus. In der Schule ließen seine Leistungen merklich nach, den gleichaltrigen Gespielen gegenüber war er unwirsch und verschlossen. Kurz und gut, es war eine Veränderung aufgetreten, die nicht nur der Mutter auffiel. Diese hatte zunächst Mangel an Bewegung in freier Luft als Ursache angesehen und sich vergeblich bemüht, den Knaben für

Gartenarbeit zu interessieren. Dann gab sie ihm ein starkes Wurmmittel, das vor einem Jahr dem Kinde ärztlich verordnet worden war. Damals waren achtzehn Spulwürmer abgegangen und die Mutter war auf den naheliegenden Gedanken gekommen, daß etwa wieder Parasiten vorhanden sein könnten. Jeder Erfolg blieb aus. Trotz eines kräftigen Abführmittels erfolgte nicht eine einzige Stuhlentleerung.

Schließlich kam sie mit dem Kind in meine Sprechstunde. Ich hörte mir die ausführliche Vorgeschichte an, die ich hier kurz angedeutet habe. Ich kenne Hans schon länger als einen aufgeweckten, lebhaften, straffen Knaben. Er war schlaff, matt, fahl, griesgrämig, machte auf den ersten Blick einen schwerkranken Eindruck. Er klagte über „unerträgliche Leibschmerzen".

Die eingehende Untersuchung ergab wenig Positives. Der Bauch war stark aufgetrieben und gebläht, sehr berührungsempfindlich, es ergab sich aber nirgends ein besonderer Druckpunkt. (Die letzte Stuhlentleerung angeblich vor fünf Tagen.) Die Zunge war stark belegt, das Kind verschüchtert und ängstlich, anscheinend stark gequält.

Mein Verdacht ging gleich in ganz bestimmter Richtung, vorerst jedoch ohne feste Anhaltspunkte dafür. Zunächst redete ich ihm gut zu, es handle sich um keine schwere Erkrankung, sondern der Zustand würde sich ganz gewiß sehr bald wieder in völlige Gesundheit verwandeln. Ich versprach ihm sogar hierfür einen festen Termin. Wir verabredeten, daß er am kommenden Sonntag (in drei Tagen) nachmittags allein zu mir kommen sollte, falls die Beschwerden dann noch weiter bestünden. Der Mutter gegenüber äußerte ich die Absicht, in diesem Falle eine Magenausheberung zu machen, und ordnete eine Probemahlzeit an. Ohne Beisein des Patienten riet ich ihr dann noch, sie möge doch das Kind inzwischen möglichst gewähren lassen, es zu gar nichts nötigen oder gar zwingen. Für die Schule schrieb ich ihm einen Dispens für einige Tage.

Der Knabe verließ mich offenbar ganz guter Hoffnung (!). Ich hatte den Eindruck, als sei es mir geglückt, an die unbewußten Instanzen seiner Seele zu rühren, und als ginge von ihnen Vertrauen und Beruhigung in sein Ich über. Das war mir zunächst genug. Ich muß allerdings gestehen, daß ich dem Sonntag-Nachmittag mit einiger Spannung entgegensah. Es war meine Absicht, mich dann durch ein vorsichtiges Gespräch mit ihm über allerhand Zusammenhänge zu orientieren und zu sondieren, ob Hans wohl durch eine Analyse von seiner „Schwangerschaft" — denn nach meinem Dafürhalten konnte es sich um nichts anderes als um eine derartige aus der Identifizierung mit der geliebten Mutter entstandene Imitation handeln — zu befreien wäre.

Sonntag vormittag hatte ich in der Nähe von Hans' Wohnung eine Panne, und zu meiner Verwunderung kam der Knabe sehr bald schnell und munter angesprungen. Er sah gut aus, half mir fleißig und eifrig bei der Behebung der Störung, tat interessierte Zwischenfragen, machte einen frischen, freien Eindruck. Auf meine hingeworfene Frage: „Wie geht's, Hans? Was macht der Bauch?" erhielt ich kurz und schnell die Antwort: „Danke, sehr gut, ich bin alles los!" Dann: „Wissen Sie schon, Frau Doktor, daß wir bald noch ein Geschwisterchen bekommen? Mutterle hat es schon bei sich, und bald schenkt sie es uns." — Noch ein paar Worte hin und her, dann war ich wieder mobil, und wir trennten uns.

Nachmittags zur verabredeten Zeit kam die Mutter zu mir: Sie müsse mir doch berichten — Hans sei jetzt in Ordnung, es sei wohl nicht mehr nötig, daß er noch zur Magenuntersuchung käme. Aber sie hätte eine „schreckliche Nacht" mit ihm durchgemacht. Dann schilderte sie ausführlich, wie sie plötzlich durch „lautes

Geschrei und Wehklagen“ geweckt worden sei. Hans habe sich im Bett umhergewälzt und — geworfen, wie in schweren Krämpfen. Dabei habe er die Hände immer wieder auf den gespannten schmerzenden Bauch gedrückt. Sie habe mich holen wollen, als plötzlich „eruptiv aus fast sämtlichen Körperöffnungen zugleich ungeheuere Entleerungen“ begonnen hätten. Sie habe sich keine Minute entfernen können (ist mit den Kindern allein im Hause). Hans habe „alles unter sich gelassen, Wasser und Stuhl, riesige Massen, fest und breiig, durcheinander, alles unter tösender Begleitung von ungeheuren Winden“. Zudem habe er „entsetzliches Brechen gehabt und wohl durch all die Anstrengung starkes Nasenbluten“. Die „ganze Explosion“ habe zirka eine halbe Stunde gedauert, dann sei langsam alles abgeflaut und nach einer Weile sei das Kind ganz ermattet in tiefen Schlaf gesunken. Sie habe ordentlich Angst vor dem Erwachen gehabt, habe sich vorgestellt, nun sei das Kind „erst richtig schwer krank“. Aber im Gegenteil, es sei munter und frisch aufgestanden, wie lange nichts und es ginge ihm offenbar besser als seit Wochen „nach dieser gründlichen Entleerung“. Er sei „wie erlöst“ und sie mit ihm.

Dies die Schilderung der Mutter von dem befreienden Vorgang, in großenteils ihren eigenen Worten.

Von kleinen Seelennöten

Von H. Müller, Winterthur (Schweiz)

Der siebenjährige Hansruedi und das dreijährige Urseli wurden zu Bett getan. „Heute gehen Vater und Mutter in ein Konzert, ihr seid recht brav und schläft sofort ein. Wenn ihr etwas dringend nötig habt, so könnt ihr klopfen, Frau Z . . . [unsere Nachbarin] hat den Schlüssel. Nun, gute Nacht!“ Weil die Kinder bis anhin gewöhnlich sehr rasch einschliefen, und zudem die Angst des Alleinseins ihnen ganz fremd war, gingen wir beruhigt weg. Bei unserer Rückkehr um zirka 10 Uhr fanden wir auch beide ruhig schlafend in ihren Bettchen liegen. Am Morgen meldete aber dann Hansruedi, Urseli habe ein wenig geweint, er hätte es aber trösten können, weiter sei nichts passiert. Darauf verschwand er auffällig rasch und ruhig zur Schule. Kaum war er weg, vernahmen wir von Frau Z . . ., daß Hansruedi ihr gestern ohne sichtlichen Grund geklopft habe. — Die Kleine verklagte er also, von sich aber verrriet er nichts. Diese Verstocktheit hatte ich bis anhin an dem Knaben noch nie entdeckt, und mein väterlicher Zorn stieg hoch an. Wäre der „Missetäter“ noch zu fassen gewesen, hätte es wohl ein peinliches Verhör und was weiß ich was abgesetzt. Glücklicherweise war er weg.

Erheblich ruhiger schon kehrte ich zum Mittagessen zurück. Wie nun die Sache anpacken? Da fuhr mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Ohne das Dafür und Dawider lange abzuwägen, war er ausgeführt. Ich legte an Urselis Platz ein 10-Rp.-Stück, an Hansruedis auch eines, dazu aber noch zwei 5-Rp.-Stücke. „Weil ihr gestern abend so artig gewesen und ruhig eingeschlafen seid, gebe ich euch etwas ins Kässeli. Urseli erhält nur die Hälfte, weil es ein wenig unruhig gewesen ist.“ Unauffällig konnte ich nun beobachten, wie es in den Gesichtszügen des Knaben zu schaffen begann, wie der Blick unruhig wurde, bis endlich die Erlösung kam. Er legte das 10-Rp.-Stück an meinen Platz zurück. „Ich bin auch unartig gewesen, ich habe Frau Z . . . geklopft, mir gehört daher nicht mehr als meinem Schwesterchen“, war die kurze Erklärung dazu. „So?! — Ja nun, du kannst jetzt doch alles behalten,

weil ich dir's schon gegeben habe"; und ich legte es ihm zurück. Darauf schob er dem Schwesterchen ein 5-Rp.-Stück zu mit der Bemerkung: „Dann haben beide gleich viel."

Mit der kurzen Ermahnung, ein andermal ruhig zu sein und auf alle Fälle seine eigenen Verfehlungen nicht mehr hinter solche anderer verstecken zu wollen, war die Angelegenheit erledigt; ruhiger, als wenn sie am Morgen zum Austrag gekommen wäre. — Um ein mögliches Mißverständnis auszuschalten, möchte ich zum Schluß nur noch beifügen, daß ich nicht etwa das Bravsein mit Geld belohnen wollte. Der Zweck der Gabe war einzig der, im Knaben den Konflikt, den er am Morgen schon in sich spüren mußte [er verschwand ja auffällig rasch], nochmals herbeizuführen und ihm Gelegenheit zu einer Lösung zu geben. Dazu hätte es wohl noch andere Mittel gegeben, aber im entscheidenden Moment fiel mir kein besseres ein.

Der Trotzkopf

Von Leonhard Schwarz, Erziehungsheim Auhof bei Hilpoltstein (Bayern)

Auf dem Stundenplan stand Rechnen und dann Singen. Es wurde aber etwas ganz anderes daraus, und das kam so:

Ich rufe zu Beginn der Rechenstunde Else an die Tafel und gebe ihr eine Aufgabe. Sie geht aber nicht an die Tafel, an der wir für gewöhnlich rechnen, sondern marschiert stracks auf die andere Tafel los, worauf etwas steht, was die Klasse noch längere Zeit braucht. In aller Ruhe sage ich: „Geh' an diese Tafel!" Sie schiebt zur rechten Tafel und beginnt mitten in dem großen schwarzen Viereck zu schreiben. „Warum denn in der Mitte?" Sie löscht die Ziffer weg und fängt einen Dezimeter weiter oben an. „Warum denn nicht oben links?" Nun steht auf der ersten Zeile noch etwas aus der Stunde vorher. Else glaubt, mich ärgern zu können, und wischt, so schnell sie kann, die Zeile ab. Ich aber schlage sie wieder mit Ruhe, indem ich sage: „Danke sehr, ich wollte das eben selbst abwischen." Nun beginnt sie links oben zu schreiben, aber so, daß man nicht wußte, sind das nun arabische, chinesische oder römische Ziffern. „Das kann ja niemand lesen, schreibe schöner!" Wieder fährt der Lappen über die geduldige Tafel und die Ziffern nehmen etwas Gestalt an. „Auch das kann ich nicht ordentlich lesen." Diesmal fegt der Lappen nur so hin und her. Endlich ist die erste Zeile anständig geschrieben. Unterdessen ist ihr jedenfalls ein neues Mittel eingefallen, mich zu ärgern. Sie macht Fehler, wo sie nach ihrer mathematischen Begabung unter keinen Umständen am Platze sind. „Lösche das ab! Das stimmt nicht." Meine Ruhe bringt sie schier aus dem Häuschen. Die Fehler häufen sich. Allmählich wird mir die ewige Wischerei zu bunt; ich verlange daher, daß sie alles, was falsch ist, ausstreicht, damit sie später sieht, was sie eigentlich geleistet hat. Die ersten Striche halten sich in anständigen Grenzen. Aber allmählich hätte man glauben mögen, sie sei bei Wagners Beckmesser in die Lehre gegangen. Es hätte Else natürlich riesig Spaß gemacht, wenn ich auf ihre Trotzäußerungen hin angefangen hätte, zu schimpfen, oder wenn ich mich gar hätte hinreißen lassen, sie zu strafen, vielleicht zu schlagen. Aber ich bleibe die Ruhe selbst: „Meine liebe Else, glaube mir, daß dein Dickkopf gegen meinen Dickkopf die reinste Butter ist." Das treibt ihr Tränen der Wut aus den Augen. Nach einer guten Viertelstunde ist die Aufgabe endlich fertiggerechnet. „Setz' dich!" Else rennt an

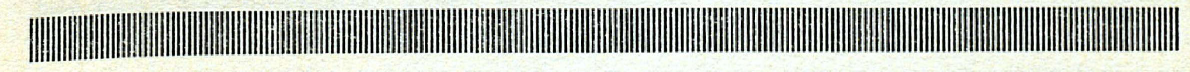
ihren Platz und nimmt den Trotzkopf zwischen beide Fäuste. „Setze dich anständig hin!“ Was sagt nun sie? „Die Luise sitzt gerade so dort.“ Ah, da liegt der Hase im Pfeffer!

Nun wird die Sache für mich interessant. Ich schlage zunächst Else wieder durch Ruhe. Die angeklagte Luise kommt mir dadurch zu Hilfe, daß sie, sobald sie ihren Namen gehört hat, die Hände vom Kopfe genommen hat. „Else, die Luise sitzt schon anständig da; du noch nicht.“ Prompt kommt die Antwort: „Warum sehen Sie aber auch von mir alles und von der Luise nichts?“ „Weil die Luise schließlich gar nicht weiß, daß sie hie und da die Hände am Kopf hat, und weil das ja auch gar kein so großes Unglück ist, und Else, weil ich weiß, daß du deinen Kopf absichtlich mit beiden Händen stützest, um mich zu ärgern.“ „Das tue ich auch!“

Ich bin schon wieder einen Schritt weiter. Ich frage: „Darf ich auch wissen, warum du das tust?“ Schweigen. „Nun?“ „Das sage ich nicht, sonst werde ich schließlich geschlagen.“ „Du bist komisch. Wie kannst du glauben, daß ich dich zuerst etwas frage und dann für die Antwort schlage?“ „Ich bin daheim genug verprügelt worden, ich möchte da herinnen (wird sind nämlich in einem Erziehungsheim für Fürsorgezöglinge) nicht auch noch geschlagen werden.“ „Wie kannst du so etwas denken! Also sage mir: Warum willst du mich absichtlich ärgern?“ „Weil die Luise immer bevorzugt wird und auf mich immer hinaufgeteufelt wird.“

Endlich ist es heraus. Von dem Zeitpunkte ab nehme ich das Wort. Ich erkläre der Klasse und besonders Else, daß das gespannte Verhältnis zwischen ihr und mir, das nun schon einige Wochen besteht, selbstverständlich dazu beitragen muß, daß ich gar oft, bewußt oder unbewußt, meinen Blick auf Else richte. Ich erkläre ferner, daß es mir vollständig fern liege, irgend jemand zu bevorzugen, und erlaube der Klasse, mich bei jedem Fall einer vermeintlichen Bevorzugung oder Benachteiligung zur Rede zu stellen. Das zündet. Else versichert sofort, mich scharf zu beobachten. — Vor lauter Reden sind anderthalb Stunden vergangen.

Am Nachmittag sind sämtliche Kinder und Lehrer beim Queckenklauben. (Zu unserem Erziehungsheim gehört nämlich auch eine ziemlich umfangreiche Landwirtschaft.) Auf dem Heimwege trage ich mit einem Buben eine Tragbahre, auf der die Quecken aus dem Acker befördert werden. Wie freut es mich, als plötzlich Else neben mir geht, dieselbe Else, die mir am Vormittag jedenfalls das Gesicht hätte zerkratzen mögen, und mich bittet: „Herr Lehrer, lassen Sie mich tragen; ich bin jünger als Sie.“ Ist das auch noch Trotz? Nein, jetzt weht der Wind aus einer freundlicheren Gegend des Bewußtseins.



BERICHTE

CARL MÜLLER-BRAUNSCHWEIG: **Das Verhältnis der Psychoanalyse zu Ethik, Religion und Seelsorge.** Verlag Friedrich Bahn, Schwerin in Mecklenburg. Preis: M. 2·70, 71 S.

Als Heft II der Schriftenreihe „Arzt und Seelsorger“ hat Müller-Braunschweig den Versuch unternommen, das Verhältnis der Psychoanalyse zu Ethik, Religion und

Seelsorge zu untersuchen. Ausgehend von dem Gegensatz zwischen exakter Wissenschaft — der Psychoanalyse — und Glauben überhaupt, gelangt er zu dem Schluß, daß gerade die Psychoanalyse in keiner Weise religiösem Glauben widerspräche, sondern daß sich vielmehr schon bei oberflächlicher Betrachtung verwandte Erscheinungen zwischen Religion und Psychoanalyse zeigen.

Außerordentlich klar ist der skizzenhafte Aufbau der Freudschen Lehre. Durch eine Darstellung des Libidobegriffs wird der alte Einwand — die Psychoanalyse beschäftige sich ausschließlich mit der Sexualität — entkräftet und zugleich gezeigt, wo die Arbeit der analytischen Heilung einsetzt. Diese wird in einem gesonderten Kapitel soweit behandelt, wie es für die drei letzten Abschnitte, die von der praktischen Bedeutung der Psychoanalyse für die Seelsorge handeln, notwendig ist.

Relativ ausführlich behandelt sind Funktion und Pathologie des Über-Ichs, dessen Rolle in der Psychoanalyse hinüberleitet zum Gewissensbegriff der Ethik und damit zum Verhältnis dieser Disziplin zur Psychoanalyse. Besonders hervorgehoben sei noch die ausgezeichnete Art der Literaturangabe sowohl innerhalb des Textes, wo die Beschränkung auf die wesentlichsten Werke die Lektüre erleichtert, als auch in der Zusammenstellung am Schluß.

Nicht nur der Seelsorger, sondern auch der Pädagoge wird viel Anregung von der kleinen Schrift haben. In einer pädagogischen Handbibliothek sollte sie nicht fehlen. Der theoretisch Arbeitende wird sicher auch das gute Sachregister begrüßen, das man leider bei den meisten Schriften noch vermissen muß.

Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß der eigentliche Hauptteil des Buches nicht soviel philosophische Kenntnisse voraussetzt, wie die beiden ersten Abschnitte. Es sollte sich also niemand durch die recht schwer geschriebene Einleitung von der Lektüre abschrecken lassen. **Lizi Bonwitt-Hepner**

Das proletarische Kind. Intern. Monatsschrift für Leiter und Helfer der kommunistischen Kindergruppen. Wien, VII., 6. Juni 1927.

G. G. L. Alexander, „Der Verteiler". Berichtet über die in Moskau getroffenen Maßnahmen zur Erziehung der Horden verwahrloster Kinder, die seit der Hungersnot 1921 eine überaus schwierige pädagogische und soziale Situation geschaffen haben. Zwangserziehung wird nicht angewendet. Die Kinder werden durch eigenartige Methoden für das Leben in Heimen gewonnen (nicht ohne Erfolg). Die Wanderlustigen — aus denen sich die Ausreißer und Rezidiven rekrutieren — wurden in Gruppen unter pädagogischer Leitung auf Wanderschaft geschickt und nach Alter und Geschlecht suchten sie Arbeit als Fischer, Waldarbeiter, Gartenarbeiter usw.; sie schlossen regelrechte kollektive Arbeitsverträge gegen Entlohnung und haben sich so bewährt, daß dieser Typ von Arbeitskollektiven zur Sammlung und Erziehung der wanderlustigen Verwahrlosten im Sommer ausgebaut werden soll. (Im Winter suchen sie ohnedies in großer Zahl die Heime auf.) **Bernfeld**

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng, Arzt in Stuttgart
und Universitätsprofessor Dr. Ernst Schneider in Riga

Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, VII., Andreasgasse 3 („Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien, I., Riemergasse 1. — Druck: Elbemühl Papierfabriken und Graphische Industrie A.-G. Wien, III., Rüdengasse 11 (Verantwortlicher Druckereileiter: Karl Wrba, Wien).

Register zum I. Jahrgang
